

VERDARZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 18.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 1. Mai 1893.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

39. Jahrg.

Die Frau Lieutenant.

Roman von Arthur Zapp.

(6. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Abends als Klaus nach Hause kam, schwankte Grete hin und her. Ob sie ihm nicht lieber alles offen bekannte? Aber sie fürchtete sich. Wer weiß, wie er es aufnahm! Sollte sie sich die schönen Abendstunden verderben, auf die sie sich immer den ganzen Tag über freute? Nein! Morgen würde sie es ihm sagen, morgen!

Aber auch am andern Vormittag verschob sie die peinliche Mitteilung von Minute zu Minute. Und doch sagte sie sich, daß sie schon aus Rücksicht auf Frau Lindemann sprechen müsse. Hatte sie der armen, geängstigten Frau nicht das Versprechen gegeben, sich für ihren Mann zu verwenden?

Als Klaus sich schon zum Weggehen rüstete, fing sie, unter geheimem Herzklopfen, mit der Miene eines Menschen, dem plötzlich etwas einfällt, an: „Ich habe dir noch gar nicht gesagt, Klaus, da war gestern eine Frau — eine Frau Lindemann bei mir und klagte und weinte mir etwas vor. Ihr Mann habe sich etwas zu schulden kommen lassen und in deinen Händen liege sein Schicksal. Ich sollte dich doch bitten —“

Klaus horchte anfangs verwundert auf, jetzt lachte er hell auf und fiel ihr in die Rede: „Haben sie dir das gute, weiche Herz schwer gemacht? Und ganz unnötigerweise.“ Sie schreckte zusammen, während er ihr liebevoll die Wangen streichelte. „Ganz unnötigerweise,“ fuhr er fort, ohne eine Ahnung von dem, was in ihr vorging, „mein Bericht ist schon gestern nachmittag an die Direktion abgegangen.“

Grete erblakte. „Die arme Frau — die armen Kinder!“ rief sie schmerzlich bewegt.

Klaus schüttelte den Kopf. „Du kleine Närrin,“ sagte er lächelnd. „Was gehen dich denn diese Leute an? Uebrigens liegt die Angelegenheit ja gar nicht so schlimm. Lindemann ist ein tüchtiger Arbeiter und sonst ein nüchterner Mann. Ich habe ihm das beste Zeugnis ausgestellt. An den Krügen wird's ihm nicht gleich gehen. Er wird wahrscheinlich mit einem Verweis davonkommen.“

Eine Last fiel ihr vom Herzen. „Wirklich — meinst du?“ rief sie freudig aufatmend. „Wie mich das freut!“

Er betrachtete sie kopfschüttelnd, ein wenig unwillig. „Du bist ja ganz außer dir. Die Frau muß dir ja über die Massen zugefegt haben. Das ist ein Mißbrauch. Du mußt künftig solche Besuche gar nicht vorlassen. Hörst du!“

Sie nickte mechanisch, innerlich noch immer voll Aufregung. Klaus küßte sie und den Kleinen und ging. Grete aber saß lange und sann. Was sollte sie thun? Lindemanns Angelegenheit war, noch bevor sie imstande gewesen, als Fürsprecherin für ihn einzutreten, erledigt. War es da nicht ihre Pflicht, das Geschenk der Frau Lindemann, das in falscher Voraussetzung gegeben worden, wieder zurückzuschicken?

Aber als sie nun in die Küche hinauskam, da hatte das Mädchen die Hühner schon geschlachtet, abgerupft und zum Braten fertig gemacht. Grete atmete angesichts der vollendeten Thatsache erleichtert auf. Nun war weiteres Ueberlegen und Hin- und Herschwanken unnötig.

Aber sonderbar, sie befand sich den ganzen Tag über in einer unbehaglichen, unruhigen Stimmung. Des Mittags hatte sie keinen Appetit, es schauderte sie förmlich vor dem zarten, weichen Fleisch des Geflügels, dem Klaus umso mehr Ehre widerfahren ließ. Es hatte ihm lange nicht so gut geschmeckt, und nach beendigtem Mahl erhielt sie von dem Frohgelaunten neben dem üblichen noch einen Extrakuß.

Sie fühlte diesen Kuß den ganzen Nachmittag über auf den Lippen wie ein Brandmal. Ihre erhitze Phantasie spiegelte ihr allerlei entsetzliche Möglichkeiten vor, und ihre Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde.

Wenn nun die geschwätige Frau plauderte und wenn Klaus' Vorgesetzte davon hörten, würde es ihm nicht zum größten Nachteil gereichen? Und was würde er selbst dazu sagen, er, der so streng im Punkte der Ehre dachte? Stöhnend schlug sich die Geängstigte mit den geballten Händen vor die Stirn. Daß sie es so ganz außer acht gelassen: er als ehemaliger Offizier sah ihre That gewiß mit noch viel strengeren Augen an als jeder andere ehrenwerte Beamte.

Als Klaus des Abends nach Hause kam, hatte ihre Erregung einen so hohen Grad erreicht, daß er es sofort

bemerkte. „Was hast du denn?“ fragte er besorgt. „Ist der Kleine nicht wohl?“

Sie schüttelte den Kopf und, nicht imstande, sich länger zu beherrschen, sank sie ihm weinend an die Brust. „O Klaus — Klaus — sei mir nicht böse!“ Und unter reichlich strömenden Thränen, mit stammelnder Stimme, das Gesicht an seiner Schulter bergend, legte sie ein rückhaltloses Geständnis ab.

Er hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen, nur hin und wieder durch eine unwillkürliche Bewegung die in ihm



Distentoilette.

(Beschreibung S. 182.)

gärende Empörung verratend. Als sie geendet hatte, löste er die heftig Schluchzende von sich ab und herrschte sie mit strenger Stimme an: „Daß du so alle Scham, alles Ehrgefühl außer Acht lassen konntest — das hatt' ich wahrhaftig von dir nicht erwartet! Pfui, wie schimpflich, wie entehrend!“

Sie sank ganz daniedergerückt auf einen Stuhl und hob die bittend ineinander verschlungenen Hände zu ihm empor. Er aber nahm keine Notiz davon. Mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abschreitend, grollte und zürnte er weiter: „Weißt du denn nicht, begreift du denn nicht, daß das, was du gethan, eine Schmach, geradezu ein Verbrechen ist? Ein Bestechungsversuch war es, den die Arbeiterfrau sich zu schulden kommen ließ, und du — du wiesest sie nicht voll Entrüstung, voll Widerwillen zurück?“

„Das that ich ja, Klaus,“ weinte sie hinter den vor ihr Gesicht geschlagenen Händen hervor, „aber sie ließ nicht nach, zu bitten, bis —“

„Bis du die Hühner nahmst!“ vollendete er bitter. „Am schändlicher paar Mark willen tratscht du meine Ehre, die Ehre deines Mannes, die dir heilig sein mußte, in den Staub. Die Leute auf der Straße werden mit Fingern auf uns zeigen, auf die Frau Lieutenant von der Hellen, die von den Untergebenen ihres Mannes Geschenke annimmt! — Ah!“

Er preßte die Rechte gegen die Augen und stöhnte aus tiefster Brust. Dieser stumme Ausdruck des Schmerzes traf Grete weit härter, als es vorher seine Scheltworte gethan. „Und mich,“ fuhr er grollend, stöhnend fort, „mich werden sie schimpflich aus dem Amte jagen, wenn meine Vorgesetzten davon erfahren.“

Grete, in ihrer Ratlosigkeit und Bestürzung, in ihrem Verlangen, ihre Schuld in einem weniger bedenklichen Licht erscheinen zu lassen und seine Befürchtungen zu zerstreuen, ließ sich zu dem Ausruf hinreißen: „Sie werden sich hüten. Sie machen es ja nicht anders.“

„Wie?“ Er ließ die Hand sinken und fuhr zornig, hochrot zu ihr herum. „Du entblödest dich nicht, um deine unverantwortliche Handlungsweise zu entschuldigen, eine so infame Verdächtigung gegen einen ganzen ehrenwerten Beamtenstand zu schleudern?“

Sie sank ganz zerknickt in sich zusammen und weinte wie ein Kind. Sie war unfähig, zu überlegen; und von dem instinktiven Drang beherrscht, sich so viel wie möglich zu entlasten, stotterte sie: „Aber Mama sagt doch, daß die meisten nehmen, die Frau Vorsteherin so gut wie die Kontroleurin.“

„Grete!“ Hart, zürnend kam es aus seinem Munde. „Ich verbiete dir, in dieser Weise von einem Stande zu reden, dem ich selbst angehöre.“ Ein bitteres, gellendes Auf-lachen folgte als Einleitung der folgenden Worte: „Deine Mutter! Freilich, das hatt' ich mir wohl denken können, daß deine saubere Frau Mutter dahinter steckt.“ Er stampfte zornig mit dem Fuße auf. „Aber ich dulde nicht, hörst du, ich dulde nicht, daß die laren, unsinnigen und ordinären Anschauungen deiner Mutter in meinem Hause Geltung haben!“

Diese Worte trafen sie im Innersten ihres Herzens. So hart, so rücksichtslos hatte er noch nie zu ihr gesprochen. „O Klaus — Klaus!“ rief sie, die in Thränen gebadeten Augen zu ihm erhebend, schmerzlich.

In ihm aber tobte die zornige Erregung ungemindert. Die Handlungsweise seiner Frau, die mit einer gewöhnlichen Arbeiterfrau eine so kompromittierende Gemeinschaft eingegangen, erschien seiner feinfühligsten Natur als etwas so Erniedrigendes, Beschimpfendes, daß es ihn zu sinnloser Wut aufstachelte. „Hätt' ich nur ahnen können“, stieß er hervor, „daß die schlimme Saat deiner Mutter in dir solche Früchte zeitigen würde, ich, bei Gott, ich —“ Sie fuhr aufs höchste erschreckt und entsetzt empor und hob die Arme wie zur Abwehr. Er stockte unwillkürlich. Dann, im plötzlichen Entschlusse, griff er nach seinem Hut und eilte, ohne Gruß, zum Zimmer hinaus, um den Abend außerhalb des Hauses zu verbringen.

Grete blieb in einem Zustande dumpfer Betäubung zurück. Es war ihr, als habe man ihr durch einen heftigen Schlag gegen die Stirn die Besinnung geraubt. Sie griff sich mit beiden Händen an den schmerzenden Kopf und bemühte sich, die eben durchlebte Scene noch einmal klar zu überdenken. Was hatte er ihr zugerufen? „Hätte ich geahnt, daß die schlimme Saat deiner Mutter solche Früchte bei dir zeitigen wird, ich, bei Gott, ich —“ So oder ähnlich hatten seine Worte gelautet. Und was er damit sagen wollen, darüber konnte sie nach dem, was vorausgegangen, nicht einen Augenblick in Zweifel sein. Der Sinn seiner Worte war: „Hätte ich geahnt, daß du so zu handeln imstande bist, wie du es nach den Lehren deiner Mutter gethan, so hätte ich dich nicht zu meiner Frau gemacht!“ Konnte sie nun noch hoffen, je wieder glücklich zu werden? Müßte nun nicht die frühere rückhaltlose Herzlichkeit, das gegenseitige schrankenlose Vertrauen für immer in die Brüche gehen? Nein, so wie es gewesen, so konnte es nun nie wieder werden! Nun war sie das unglücklichste Geschöpf auf Erden. Und ganz von diesem verzweiflungsvollen Gedanken erfüllt, warf sie sich auf die Knie nieder und rang in fassungslosem Schmerz die Hände.

VII.

Beim Frühstückstisch am nächsten Morgen saßen die beiden jungen Eheleute einander schweigend, mit ernstem Gesichtern gegenüber. Klaus machte sich früher auf den Weg als sonst. Vorher trat er, wie es seine Gewohnheit war, an die Wiege des Kleinen und küßte ihn. Von Grete aber verabschiedete er sich heute mit einem kurzen „Adieu!“ Weder Kuß noch Handschlag. Sie drängte mit aller Energie die Thränen zurück, welche ihr in die Augen treten wollten und rüstete sich, kaum daß sich die Thür hinter Klaus geschlossen,

ebenfalls zum Weggehen. Es galt, das, was sie sich hatte zu schulden kommen lassen, sobald als möglich wieder gut zu machen.

Mit eiligen Schritten strebte sie der Vorstadt zu, nach der Straße, in der, wie sie rasch in Erfahrung gebracht, Frau Lindemann wohnte. Die Arbeiterfrau war nicht wenig erstaunt, als sie die Frau Lieutenant so früh bei sich eintreten sah. Sie war eben damit beschäftigt, ihr Schlafzimmer, das zugleich als Wohnzimmer diente, aufzuräumen, und sie geriet in große Verzweiflung, daß sie den unerwarteten, hohen Besuch nicht würdiger empfangen konnte.

Im Zimmer herrschte ein großes Durcheinander. Mitten in dem mäßig großen Raum stand ein Holzstuhl, auf dem sich eine irbene, braune Waschkübel befand. Unweit davon auf dem Fußboden hockten zwei kleine Kinder im Alter von ein und zwei Jahren. Das ältere hielt in seinen kleinen Händen einen derben, großen Männerstiefel, mit dem es sich jauchzend vergnügte, das andere amüsierte sich damit, sich mit einem Stück Seife das runde, pausbäckige Gesicht einzureiben. Grete stand einen Augenblick still, mit erstaunten Augen in das Chaos hineinblickend.

Frau Lindemann aber ließ ihr nicht Zeit, zu einem bestimmten Eindruck zu gelangen. „Mein Gott,“ rief sie halb erschreckt, halb erfreut, „die Frau Lieutenant! Du liebe Güte, wie es bei uns aussieht! Sehen Sie doch man ja nicht hin, Frau Lieutenant! Ja, ja, auf unserem liegt die ganze Last, und man weiß nicht, was man zuerst anfassen soll. Zuerst will der Mann besorgt sein, dann die beiden ältesten, die in die Schule müssen —“ Sie unterbrach sich und schob einen Mahagonistuhl heran, fuhr mit ihrer Schürze über das Rohrgesicht und sagte: „Wollen Sie sich nicht setzen, Frau Lieutenant?“

Grete wehrte ab. „Ich danke. Ich will gleich wieder fort, ich wollte nur —“

„Aber, Frau Lieutenant!“ protestierte Frau Lindemann erschrocken. „Sie werden mir doch die Ruhe nicht wegtragen?“ Sie nötigte sie halb mit Gewalt zum Sitzen. „Wie haben Ihnen denn die Hühner geschmeckt, Frau Lieutenant?“

„Danke, gut.“

„Und das mit meinem Mann — die Frau Lieutenant haben doch nicht vergessen?“ Die Frau heftete ängstlich forschend den Blick auf Gretens Gesicht.

„Ich habe mit meinem Mann gesprochen. Der Bericht war bereits abgegangen. Sie können ganz beruhigt sein. Ihr Mann wird mit einem Verweis davonkommen.“

Das Gesicht der Arbeiterfrau strahlte vor Freude. „'n Verweis? Wenn 's weiter nichts ist! Mir fällt ordentlich 'n Stein vom Herzen.“ Sie unterbrach sich. Das jüngste von den auf der Erde krabbelnden Kindern stimmte eben ein erbärmliches Geschrei an, denn es war ihm etwas von der scharfen Seife in den Mund gekommen. „Nu sehn Sie bloß! So 'n Jähr! Wenn man die Augen nicht überall hat! Schäm' dich doch vor der Frau Lieutenant!“ Sie hatte das Kind beruhigt. „Ach, Frau Lieutenant, ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.“

Das alles kam in so schnellem Fluß heraus, daß Grete gar nicht Zeit hatte, ein Wort dagegen zu äußern. Jetzt sprang die Frau plötzlich auf und wandte sich zur Thür. „'n Augenblickchen, Frau Lieutenant. Ich will Ihnen doch rasch 'n Entsch' abliefern, 'ne hübsche, junge, fette!“

Erst jetzt konnte Grete entschieden protestieren. „Lassen Sie nur, Frau Lindemann! Ich habe keine Minute länger Zeit. Ich wollte Ihnen nur das Geld bringen für die beiden Hühner.“

„Für —?“ Die Frau riß beide Augen weit auf und starrte die ihr Gegenüberstehende sprachlos an.

„Für die Hühner, die Sie mir vorgestern gebracht haben. Ich hätte sie Ihnen gleich bezahlen sollen.“ Dabei zog Grete das Portemonnaie und zählte vier Mark auf den Tisch.

„Was?“ Es war eine ehrliche Entrüstung, die sich in den Mienen der Sprechenden widerspiegelte. „Die Hühner, die ich Ihnen zum Präsent gemacht habe, die wollen Sie mir bezahlen? Nein, Frau Lieutenant, daraus wird nichts. Das Geld stecken Sie man wieder ein. Erst schenken und dann hinterher Geld nehmen, so was thut die Lindemann nicht!“ Die Frau war ganz rot geworden vor Eifer. „Sie haben Ihr Versprechen gehalten, Frau Lieutenant, und haben mit Ihrem Mann gesprochen — die Hühner gehören Ihnen. Sie können sie mit gutem Gewissen annehmen.“

Grete konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren, so peinlich ihr auch die Situation war. „Nein, das kann ich nicht, liebe Frau,“ erklärte sie mit fester Entschiedenheit. „Ich sagte Ihnen ja schon: der Bericht war schon abgegangen. Ich habe gar nichts für Sie thun können.“

Aber die Arbeiterfrau war nicht minder hartnäckig. „Na, denn — denn ist's Ihr Mann,“ entgegnete sie und schob das Geld so heftig zurück, daß es beinahe vom Tisch gefallen wäre. „Denn ist's Ihr Mann, dem wir Dank schuldig sind. Das Geld nehme ich auf keinen Fall.“

Grete geriet durch diesen unerwarteten Widerstand, der sie nervös machte, in eine gelinde Verzweiflung. „Aber, mein Gott, so seien Sie doch vernünftig, liebe Frau Lindemann,“ rief sie mit einem Anflug von Ungeduld. „Ich darf doch als Beamtenfrau kein Geschenk annehmen! Mein Mann ist furchtbar böse! Ich habe keine ruhige Minute mehr, wenn Sie das Geld nicht behalten!“

Frau Lindemann konnte nicht umhin, ihre Empfindungen bei dieser Mitteilung durch ein mißbilligendes Kopfschütteln auszudrücken. „Also Ihrem Mann haben Sie's gesagt? Das hätten Sie lieber nicht thun sollen. Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt: die Männer — die thun immer gern 'n bißchen stolz. Na denn freilich — denn muß ich ja wohl. —“

Aber vier Mark? Für so 'n paar kleine, spillerige Hühnerchens! Mit drei Mark sind sie über und über bezahlt.“

Grete mußte sich bequemen, die eine Mark wieder zurückzunehmen. Sie war froh, so viel erreicht zu haben, und leichteren Herzens machte sie sich auf den Heimweg. Frau Lindemann gab ihr bis vor die Thür das Geleit. Draußen reichte sie Greten die zerarbeitete Rechte, nachdem sie sich die Hand vorher an der Schürze sorgsam abgewischt hatte. „Frau Lieutenant,“ sagte sie, und über ihre groben, gefurchten Züge lief ein warmer Schein, „Ihre Freundlichkeit und Güte vergesse ich Ihnen darum doch nicht. Sie haben nicht die Nase gerümpft über die Lindemann, wie 's manche andre an Ihrer Stelle wohl gethan hätte, und Sie haben sich nicht für zu gut gehalten, einer einfachen Arbeiterfrau ein freundliches Wort zu gönnen. Haben Sie schönen Dank, Frau Lieutenant! Und wenn sich's jemals fügen sollte, daß Sie — Sie sind ja noch 'ne junge Frau, und der Mensch kann nie wissen — daß Sie mal irgendwie in Schwierigkeiten oder Bedrängnis geraten, so wenden Sie sich nur dreist an die Lindemann.“

Grete drückte die ihr dargebotene Hand herzlich und eilte beflügelten Schrittes heimwärts. Ihr war mit einemmale viel leichter und freier, und es schien ihr, als ob die Zukunft sich vielleicht doch nicht ganz so düster gestalten werde, als sie es gestern im Paroxysmus ihres Schmerzes sich vorgestellt.

Mit Ungeduld erwartete sie die Heimkehr ihres Mannes. Als sie seine Schritte auf dem Flur hörte, eilte sie ihm entgegen, und während er Hut und Ueberzieher ablegte, erzählte sie ihm erröthend und ein wenig befangen von ihrem Besuch bei Frau Lindemann.

Sein Gesicht, das ziemlich ernst und düster geblüht, erhellt sich bei ihren Worten. „Wirklich, das hast du gethan?“ rief er, als sie geendet, freudig. „Das war recht. Ich habe es, offen gestanden, von dir erwartet.“ Er reichte ihr zum erstenmal seit den letzten Tagen die Hand.

Sie stand mit niedergeschlagenen Augen vor ihm, mit glühenden Wangen. „Du bist mir jetzt auch nicht mehr böse?“ stammelte sie verschämt.

Er umschlang sie mit einem Arm. „Aber nun, nun ist ja alles wieder gut. Du wirst es ja in Zukunft gewiß nicht wieder thun?“

Sie erhob den Blick zu ihm, und ein heiliger Ernst strahlte aus ihren bewegten Mienen. „Nein, Klaus, nie! Um nichts in der Welt!“ Sie schmiegte sich ein wenig zaghaft an ihn an. „Ach, Klaus, was habe ich nicht in den letzten vierundzwanzig Stunden durchlitten!“

Er streichelte ihr die Wangen. Leise, mit verstohlen forschendem Blick fragte sie: „Erinnerst du dich, Klaus, was du zu mir gesagt hast? O, es war furchtbar! Mir war, als könnte ich's nicht überleben!“

Er lächelte, ein wenig gerührt und ein wenig verlegen. „Aber ich bitte dich. Zwischen Eheleuten darf man doch nicht jedes Wort auf die Waagschale legen. Im Aerger spricht man mancherlei. Ich habe keine Abnung mehr, was ich alles gesagt habe. War's denn wirklich so schlimm?“

Sie nickte. „Sehr — sehr. Aber ich will lieber gar nicht mehr daran denken!“

„Gewiß, das ist das Beste!“ Er beugte sich zu ihr herab. „Vergessen und vergeben!“ Er küßte sie zärtlich auf den Mund und trat dann Arm in Arm mit ihr zu dem gedeckten Tisch.

Während der nächsten Zeit herrschte das alte herzliche Einvernehmen zwischen den beiden jungen Eheleuten. Grete bemühte sich, durch verdoppelte Liebeshörigkeit den peinlichen Vorfall, der beinahe verhängnisvoll für ihr Eheglück geworden, vergessen zu machen. Sie konnte sich nicht genug thun in Aufmerksamkeiten und anschniegenderm Entgegenkommen, und sie suchte ihm gleichsam, noch ehe er einen Wunsch geäußert, das, was ihm lieb war, von den Augen abzulesen.

Eines Tages — es war inzwischen eine Woche vergangen — sagte sie: „Lieber Klaus, wollen wir nicht heute abend einmal wieder zu Stockmanns gehen?“ Er sah sie überrascht an. War es ihr wirklich ernst mit diesem Vor-schlag? Sonst hatte sie sich immer nur ungen, auf sein Dringen und Bitten dazu verstanden. „Ich bin so lange nicht dagewesen. Eugenie könnte es mir übelnehmen.“

Jetzt verstand er, und er fühlte sich durch diesen neuen Beweis ihrer Nachgiebigkeit, ihrer Unterordnung unter seine Wünsche innig gerührt. „Wenn du meinst,“ entgegnete er und strich ihr kosend über das Haar. Er wußte wohl, wie viel Selbstüberwindung ihr im Grunde dieser Vorschlag kostete. Man schickte also das Mädchen zum Regierungsrat und ließ sich für den Abend anmelden.

Eugenie empfing die Eintretenden mit ihrer gewöhnlichen Kälte. Als ihr Grete die Hand entgegenstreckte, reichte sie ihr mit so ostentivem Zögern zwei Finger ihrer Rechten, daß es auffallen mußte. Klaus bemerkte es, und ein leiser Vorwurf erhob sich in seinem Innern. Hätte er nicht besser gethan, Greten den Besuch wenigstens für heute und die nächste Zeit auszureden?

Grete selbst schien die ihr noch deutlicher als sonst entgegengebrachte Animosität der Schwägerin nicht zu bemerken, oder sie legte ihr keine besondere Bedeutung bei. Sie nahm mit ihrer unbefangenen Miene neben Eugenie Platz und begann ohne jede Spur von Empfindlichkeit zu plaudern.

Doch Eugenie ging nicht um eines Haares Breite aus ihrer frostigen Zurückhaltung heraus, ihre Mienen wurden eher noch strenger und nahmen, je weiter Grete sprach und je liebenswürdiger sie sich bemühte, ein wenig Wärme und Lebhaftigkeit in die Unterhaltung zu bringen, immer deut-

licher den Ausdruck stummen Tadel, innerer Empörung an. Zuletzt fühlte auch Grete, daß ihre Widerstandskraft brach und daß alle ihre guten Vorsätze nicht verhindern konnten, daß ihr die Worte spärlicher und spärlicher von den Lippen flossen.

Klaus wäre Grete so gern zu Hilfe gekommen, aber ihn selbst beherrschte eine merkwürdige Unruhe, und es war auffallend, mit einem wie krampfhaften Eifer er sich bemühte, kein Stocken in dem Gespräch, in das er seinen phlegmatischen Schwager verwickelt hatte, eintreten zu lassen. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß Stockmann plötzlich die Unterhaltung abbrach und sich mit der Frage an ihn wandte: „Apropos, lieber Klaus, wie ist denn die Besetzungsaftaire von neulich abgelaufen? Hat die Sache Unannehmlichkeiten für dich gehabt?“

Klaus hatte schon bei den ersten Worten dieser den ganzen Abend über gefürchtete Frage sich laut geräuspert und dann rasch im leisen Ton die Antwort folgen lassen: „Nicht im geringsten. Die Sache ist in Ordnung. Grete hat der Arbeiterfrau die Gähner bezahlt.“

Dennoch hatte Grete die Frage Stockmanns gehört. Sie saß, mitten im Satz verstummend, eine ganze Weile wie erstarrt, nur ihre Augen richteten sich mit schmerzlichem Ausdruck auf Klaus, dem ihr Blick in die Seele schnitt und der errötend, tief beschämt seinen Kopf senkte. Also darum der außergewöhnlich frostige Empfang, darum das beleidigende Benehmen ihrer Schwägerin, das heute noch unerträglich war als sonst? Klaus hatte an jenem Abend nichts Besseres zu thun gewußt, als zu seiner Schwester zu eilen und ihr alles brühhwarm zu hinterbringen! Diese Erkenntnis traf sie, nach allem, was vorausgegangen, so heftig, daß sie sich einen ganz außerordentlichen Zwang auferlegen mußte, um nicht ihre Fassung zu verlieren und laut in Thränen auszubrechen.

Die Frau Regierungsrätin hatte den ganzen Abend nur auf diese Frage ihres Gatten gewartet. Ihre magere, trockene Gestalt reckte sich, sie zog mit der bei ihr stereotypen Bewegung ihren Shawl fester um die Schultern und sagte, während sich in ihrem knochigen Gesicht gleichsam alles zuzuspitzen schien: „Ich hätte ja am liebsten taftvoll über diese unerquickliche und häßliche Geschichte geschwiegen, da aber mein Mann einmal davon angefangen, will ich dir nicht verschleißen, daß mich deine — deine unbedachte, deine unverantwortliche Handlungsweise aufs stärkste indigniert hat.“

Sie schlug die langen schmalen Finger mit solcher Behebenz ineinander, daß es knackte, und fuhr dann in ihrem schärfsten, schneidendsten Tone fort: „Du solltest doch nicht vergeffen, in welche Familie du durch deine Heirat eingetreten. Du solltest doch bedenken, daß du ihr, daß du uns allen Rücksichten schuldest. Ich verkenne ja nicht, daß es dir schwer werden mag, dich von den Gewohnheiten, die du mit der Muttermilch eingefogen, freizumachen; ich will ja zugeben, daß man in den Kreisen, denen du durch deine Geburt und deine Erziehung angehörst, sich kein feines, ausgebildetes Empfindungsvermögen aneignen kann und daß man dort dergleichen häßliche, schmutzige Dinge nicht so genau nimmt, aber —“

Ein heftiges Geräusch, das von Gretens Stuhl herrührte, schnitt ihr die Rede ab. Grete war, ihrer nicht mehr mächtig, aufgesprungen. Die Worte ihrer Schwägerin waren wie vergiftete Dolchspitzen auf sie eingedrungen und stachelten sie zu sinnlosem Zorn auf. Schmerz, Wut und Empörung siedeten in ihr über; alles, was sich seit Monaten in ihr gegen die Verhaßte angesammelt, machte sich Luft: „Ich dulde es nicht,“ schrie sie, während ihr die Thränen der Erbitterung aus den Augen stürzten, „ich dulde es nicht, daß du mich herunterfankelest, als wenn ich deine Magd wäre. Ich bin so viel wie du, hörst du, gerade so viel! Und wenn du auch deine spitzen Schultern hochmütig in die Höhe ziehst und dein trocknes, vor lauter Mißgunst vergilbtes und verschwürftes Gesicht in strenge Falten legt, so glaube nur gar nicht, daß mir das imponiert! Durchaus nicht, ebensowenig wie dein feines Empfindungsvermögen, das dich nicht hindert, einen jeden Bissen, jeden Trunk, den man bei dir genießt, in Galle und Gift zu verwandeln.“ Sie trat, von ihrer Erregung hingerissen, der vor Ueberraschung sprach- und regungslos auf ihrem Fauteuil Sitzenden noch einen Schritt näher und schrie ihr direkt ins Gesicht, sodas jene, von dem Atem der andern berührt, erbleichend zurückfuhr: „Ich — daß du es nur weißt — ich verabscheue dich!“ Mit jähem Ruck drehte sie sich um und stürzte, noch ehe jemand ein Wort der Gegenrede gefunden, zum Zimmer hinaus.

Erst als sich die Thür hinter ihr geschlossen, löste sich die Erstarrung von den anderen. Eugenie versiel in einen Weinkrampf, Stockmann eilte an die Klingelschnur, um das Stubenmädchen zur Hilfe zu rufen, Klaus aber stotterte ein: „Entschuldigt — ich bedaure —“ und machte sich schleunigst davon.

(Fortsetzung folgt.)

Der heutige Haushalt.

Nachdruck verboten.

Noch vor einem Menschenalter war der Haushalt einer deutschen Familie selbst in der Hauptstadt des Landes sehr einfach, aber trotzdem mit größeren Anforderungen an die Hausfrau und ihre Gehilfinnen verknüpft als heute, denn es gab noch keine Wasserleitung, keine Wasch- und Wringmaschinen, keine Dampfholzpalkerei, welche die Dienstmädchen der Mühe des Holzzerkleinerns überhob, und keins der sonstigen zahllosen kleinen Hilfsmittel, die jetzt in jedem größeren Haushalte zu finden sind. Das meiste wurde mit der Hand gemacht und beruhte in der Hauptsache auf der Kraft und Geschicklichkeit der Haushälterinnen, Köchinnen und sonstigen Personen, welche sich der häuslichen Verrichtungen unterzogen.

Heute lautet die Lösung auch im Haushalt: Maschinenarbeit, nicht Handarbeit.

Das hat seine großen Vorteile, wenn das nötige Verständnis für den Gebrauch aller dieser Apparate zur Wirtschaftsführung und Speisebereitung vorhanden ist, es wird dadurch nicht nur Zeit erspart, sondern auch eine größere Vollkommenheit bei vielen Verrichtungen, besonders auf dem Gebiete der Küche erreicht. Aber die Rehrseite der Verbesserung zeigt sich in der Schaffung der Dienstmädchen, denen die zur Verfügung stehenden Hilfsmittel zur Erleichterung der Arbeit noch nicht genügen. Daß sie heute nur einen Hahn aufzudrehen brauchen, um Wasser nach Bedarf an Ort und Stelle zu haben, während früher jeder Eimer vom Brunnen geholt werden mußte, daß sie das Brennholz in der Form geliefert erhalten, wie sie es für die Zwecke des Haushaltes nötig haben, daß sie das Brot mit der Maschine schneiden und den Zucker auf gleiche Weise zerkleinern, reicht nicht aus, sie haben die Neigung, sich bei jeder Arbeit einer besonderen Hilfe zu bedienen, die ihnen den größeren Teil der Mühe abnimmt, und so sind wir denn allmählich dahin gelangt, daß gute und brauchbare Dienstmädchen heute zu den größten Seltenheiten gehören.

Diese Verschlechterung in der Beschaffenheit des Dienstpersonals hat freilich noch andere Gründe als die Arbeitsentlastung durch die neu eingeführten Hilfsmittel, es ist der Zug der Zeit, durch wenig Arbeit sich ein angenehmes und bequemes Leben zu verschaffen, und dieses Streben hat sich wie eine Krankheit über ganze Kreise der menschlichen Gesellschaft verbreitet. Die Ansprüche der weiblichen Dienstmädchen gehen dahin, daß man ihnen für die gröbere Arbeit besondere Gehilfinnen zur Seite giebt, sie verlangen, daß die Wäsche außer dem Hause gewaschen wird und daß die einzelnen Verrichtungen, welche ihnen obliegen, bei der Vermietung genau mitgeteilt werden. Und doch sind wir in dieser Beziehung in Deutschland noch bei weitem besser gestellt, als das in anderen Ländern der Fall ist, namentlich in Amerika, wo die Forderungen der Dienstmädchen trotz sehr geringer Leistungen kaum noch zu befriedigen sind.

Der naheliegende Schutz gegen solche Maßlosigkeiten besteht darin, daß viele Familien, die unter den früheren Verhältnissen wohl in der Lage gewesen wären, sich Dienstmädchen zu halten, heute auf diese Hilfe verzichten, weil sie ihnen mehr Qual als Veitand gewährt, und das ist aus dem Grunde ausführbar, weil, abgesehen von einer sehr beschränkten Zahl größerer Verrichtungen die Haus- und Küchenarbeit im Vergleich mit der Vergangenheit zur Spielerei geworden ist. Man sollte nur im Mittelstande von diesem Radikalmittel einen weitgreifenden Gebrauch machen, dann würden die Folgen nicht ausbleiben, und das Angebot von Dienstmädchen würde die Nachfrage beträchtlich übersteigen, während heute zeitweise das umgekehrte Verhältnis eintritt.

Eine sehr üble Folge des gegenwärtigen Dienstbotenmaterials ist der Einfluß, welchen es auf die Erziehung der Kinder übt. Trägheit und Lässigkeit wirken ansteckend, und damit ist in der Regel auch der Geist der Widergesetzlichkeit verbunden. Die Kinder sehen das böse Beispiel vor Augen und richten sich unwillkürlich danach; wenn sie an Erwachsenen beobachten, daß sie nur das ganz Unerläßliche thun und allen weiter gehenden Anforderungen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen, so glauben sie sich zu gleicher Handlungsweise berechtigt und bereiten so den Eltern ganz unerwartet Schwierigkeiten und Trübsal in ihrem Erziehungswerk. Der schädliche Einfluß der Dienstmädchen auf die Kinder läßt sich schrittweise verfolgen, die schlimmen Wirkungen steigen sich mit jedem Jahre, welches sie in der körperlichen und geistigen Entwicklung weiter bringt; selbst Kinder von den besten Charaktereigenschaften bleiben von diesen Einflüssen nicht unberührt. Als leitender Grundsatz setzt sich allmählich in ihnen das Wort fest: „Es geht auch so.“ Auf diese Weise verbreiten sich Untugenden wie die, daß man sich davon entzöhnt, Thüren geräuschlos zu öffnen und zu schließen, besonders vom letzteren. Eine richtig verfertigte Thür muß sich überhaupt nach dieser Theorie von selbst schließen, dazu ist die menschliche Hand nicht da. Es soll selbst von selbst gehen. Leider ist man noch nicht so weit gekommen, daß Kochapparate die Speisen ohne menschliche Hilfe bereiten, sonst würden die Köchinnen sich gewiß darauf beschränken, nur die dazu nötigen Bestandteile herzustellen, und der Gang zur Bequemlichkeit und zum Nichtsthum würde sich noch in bedenkllicher Weise geltend machen, als es jetzt schon geschieht. Demgemäß werden auch die Gegenstände, welche zum Haushalt gehören, besonders das zerbrechliche Material behandelt: Teller, Tassen, Schüsseln, Gläser werden mit einer Gleichgültigkeit zerbrochen, als ob das ihre eigentliche Bestimmung wäre. Daß ein Dienstmädchen eine Lampe zurecht macht, ohne dabei Petroleum zu verschütten, Cylinder zu zerbrechen, oder die Schrauben zu verderben, gehört schon zu den Ausnahmen. Teure und durch Kunst- oder Affektsionswert hervorragende Gegenstände dieser Art kann die Hausfrau ihren Gehilfinnen nicht mehr zur Reinigung anvertrauen, sie muß diese Arbeit selbst verrichten, wenn sie ihr Eigentum vor Schaden bewahren will. Um das Unheil noch schlimmer zu machen, kommt hinzu, daß Handwerker und Kunsthandwerker gegenwärtig nur ungern Reparaturen ausführen, und wenn sie es thun, in unzulänglicher Weise. Die meisten Haushaltungsgegenstände, auch Möbel, werden fabrikmäßig angefertigt, und so fehlt es an geschickten Händen, welche Schäden zweckentsprechend heilen können. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die meisten Gebrauchsgegenstände heute höchstens den dritten Teil der Zeit dauern, die sie noch vor dreißig Jahren aushielten, weil sie meist ohne Sorgfalt und nur für das Auge gemacht sind. Nun denke man sich dazu Personen, welche diese Gegenstände nicht sowohl gebrauchen, als systematisch verderben, und man hat die Erklärung für die Erfahrung, daß die meisten zum Haushalte dienenden Dinge durchschnittlich alle drei Jahre erneuert werden müssen.

Der Geist der Pietät, der sonst auf dem Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstmädchen ruhte, ist gewesen; die Dienenden handeln nach dem Grundsatz: „Mir gehört es ja nicht, mein Interesse ist nur darauf gerichtet, so schnell und so leicht als möglich mit meiner Arbeit fertig zu werden.“ Deshalb wird auch eine Hausfrau, die ihre Kleider in Ordnung halten und sie längere Zeit gebrauchen will, sie niemals Dienstmädchen zur Reinigung anvertrauen, es sei denn, daß sie sich als zuverlässig bewährt hätten, und auch ihre feine Wäsche, wie Watist, Tüll, Spitzen und ähnliche leicht zerreibbare Stoffe, selbst waschen.

Eine hochwichtige Frage im Haushalt ist die Kinderbeaufsichtigung. Wenn man die Kindermädchen auf der Straße beobachtet, wenn man sieht, wie geringe Aufmerksamkeit sie den ihnen anvertrauten Kindern im zartesten Alter zuwenden, dann begreift man kaum, wie es eine Mutter über sich bringt, ihr Teuerstes einem solchen Wesen zu überlassen. Das schwagt und lacht und wendet die Augen nach allen Seiten, nur nicht auf die in dem Wagen, den sie schieben, befindlichen Kinder. Erst wenn der kleine Weltbürger zu schreien anfängt, sei es nach dem Fall aus dem Wagen oder vorher, dann regt sich das „Pflichtgefühl“ des Kindermädchens, oder sollte es die Scheu vor den Zuschauern sein? Kinder haben ja ihre Schutzengel, sonst würden sie überhaupt nicht zu Jahren kommen, aber die bezahlten Schützinnen pflegen sich äußerst selten zu der Höhe einer pflichttreuen Wärterin aufzuschwingen; wenn nicht statt ihrer der Schutzengel die ganze Luft allein übernimmt, dann ist das kleine Wesen in den meisten Fällen verloren. Eine Statistik der durch ungetreue Wärterinnen veranlaßten Gebrechen, die vom Kindesalter bis zum Tode ihre Wirkung üben, ist nicht möglich, weil die Pflichtverletzungen in den seltensten Fällen festzustellen sind, aber wenn sie aufgestellt werden könnte, so würde sie erschreckende Ergebnisse liefern.

Wenn die ersten Lebensjahre des Kindes bis zum schulpflichtigen Alter überwunden sind, dann beginnt eine neue Sorge, und das ist die, welche das Gebiet der Erzieherinnen und der Lehrer betrifft. Was im zartesten Kindesalter an Vertrauen und Genügsamkeit mit den Leistungen der Wärterinnen zu viel getan wird, tritt hier gewöhnlich in wohlhabenden und besonders in reichen Familien in der Form der Unerfüllbarkeit der Anforderungen an Erzieher und Erzieherinnen zur Erscheinung. Für alle schlechten Angewohnheiten und Untugenden, welche sich unter der völligen Aufsichtlosigkeit und Ungebundenheit der Kinder und nach dem Beispiel der Dienstmädchen entwickelt haben, werden die neuen Stellvertreter der Eltern gewöhnlich verantwortlich gemacht; aus wilden Knaben und übermütigen, oft sehr ungezogenen Mädchen sollen im Laufe eines Jahres oder in noch kürzerer Zeit plötzlich Musterkinder erzogen werden, die in der Schule alle Mitschüler in Schatten stellen und zu Hause als wahre Wunder von Wohlansständigkeit und Liebenswürdigkeit gelten können. Das ist in der Theorie sehr schön, aber in der Praxis macht es sich etwas anders, die Unterlassungsünden in den ersten Lebensjahren rächen sich schwer, und die Ausiltung der ersten Eindrücke, die mit Zähigkeit festgehalten werden, gelingt nur sehr allmählich, wenn sie überhaupt noch möglich ist.

Die Führung eines Haushalts, zumal eines großen in unserer Zeit, ist eine schwierige Aufgabe, und sie ist für die Gesamtentwicklung von größter Wichtigkeit. Die Väter und Mütter haben die unabweisbare Pflicht, nicht nur dafür Sorge zu tragen, ihre Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen, sondern das Erziehungswerk muß auch auf die Dienstmädchen und alle Personen ausgebehnt werden, die mit dem Hause in einer solchen Beziehung stehen, daß auf eine Einwirkung in erzieherischer Richtung gerechnet werden kann. Ein harmonisch geführter Haushalt, in welchem alle Teile zur Erzielung eines wahrhaft lebenswerten und glücklichen Daseins zusammenwirken, hat eine soziale Bedeutung, die Strahlen, welche von ihm nach allen Seiten ausgehen, befruchten und beleben weite Kreise, und von ihm strömt ein Hauch aus, der unjeren kranken gesellschaftlichen Zuständen Heilung zu bringen geeignet ist.

Eugen Wittmeyer.

Ein achtzigjähriger Komponist.

(Hierzu das Porträt auf S. 180.)

Am 9. Februar dieses Jahres wurde auf der Bühne des Scala-theaters zu Mailand die Oper „Falstaff“ von Giuseppe Verdi zum erstenmale aufgeführt und mit einem wahrhaft enthusiastischen Beifallssturm aufgenommen, der selbst in dem Lande der leicht zu entflammenden Italiener als ganz ungewöhnlich gelten muß. Die Musik der neuen Oper zeigte aber, besonders im zweiten Akt, von so jugendlicher Frische und Munterkeit, von solcher Kraft des Empfindens, daß man überrascht sein mußte, einen achtzigjährigen Komponisten vor den Rampen erscheinen und den Dank des begeistertsten Publikums in Empfang nehmen zu sehen. Ein dieser Kreis im Silberhaar, mit den kühn und feurig blitzenden Augen, ist schon seit mehr als fünfzig Jahren der bedeutendste Komponist Italiens! Von der dramatischen Komposition seiner Vorgänger, welche lediglich den sinnlichen Reiz anstrebten, hat er sich frühzeitig vollkommen freigemacht und durch den geistigen Gehalt seiner melodienreichen und formvollendeten Werke eine neue, eblere, vornehmere Kunstrichtung geschaffen, sodas er mit vollem Rechte als der Reformator des italienischen Musikdramas bezeichnet werden darf.

Zu Buffeto bei Parma am 9. Oktober 1813 als Sohn wenig bemittelter Eltern geboren, erhielt Verdi den ersten musikalischen Unterricht von dem Organisten seiner Vaterstadt, bis ein wohlwollender und begüterter Kunstfreund ihm die Mittel gewährte, sich in Mailand (unter dem Kapellmeister Labigna) weiter auszubilden. Hier wurde im Jahre 1839 Verdis erste Oper „Oberto, conte di San Bonifacio“ mit hübschem Erfolg aufgeführt, im nächsten Jahre folgte die zweite und 1842 die dritte Oper „Nabucco“, welche großen Beifall fand und den Ruf des Komponisten begründete. Unter seinen weiteren zahlreichen Opern haben sich als die populärsten und erfolgreichsten erwiesen: „Ernani“ (Erstaufführung zu Venedig im Jahre 1844), „Rigoletto“ (Venedig 1851), „Der Troubadour“ (Rom 1853), „Traviata“ (Venedig 1853), „Ein Maskenball“ (Rom 1859), „Aida“ (Kairo 1871) und „Othello“ (Mailand 1887). Das musikalisch schönste und edelste Werk aber, das Verdi geschaffen, ist unstreitig sein dem Andenken Manzoni gewidmetes „Requiem“, das durch seine meisterhafte Behandlung der Chor- und Orchestermassen, sowie durch seine wunderbar innigen und ergreifenden Melodien in der That das höchste Lob verdient. Den vorgenannten Werken schließt sich jetzt würdig und ebenbürtig die neue, nach Shakespeares „Aufstigen Weibern von Windsor“ gearbeitete Oper „Falstaff“ an, die zwar durch ihre in Leitmotivart wiederkehrenden Passagen den Einfluß Richard Wagners deutlich verrät, aber die alte Frische und Melodienfülle und die noch unübertroffene Meisterhaftigkeit Verdis in der Behandlung des Gesanges aufs glänzendste bekundet. G. D.

Auf der Hochzeitsreise.

Von G. E. van Loghem. Deutsch von Ida Fried.

(Schluß von Nr. 16, S. 162.)

Nachdruck verboten.

Das Mädchen sah uns ängstlich und besorgt an, als ob es die Gefahr ahne, aber nicht wisse, ob wir sie begriffen. „Allons, Jeff“, sagte es sanft, und dann zu mir: „C'est le boudoir de Proserpine, monsieur, attention à droite.“ Jeff sagte nichts. Es war ein großartiger Anblick, der sich uns darbot, der Alabaster und der glänzende Marmor bildeten herrliche Draperien. Es sah wirklich ganz wie breite Falten eines schweren weißen Stoffes aus; an einigen Stellen war der Alabaster so dünn, daß man die Flamme der Fackel durchschimmern sehen konnte. Tief unter uns ein Chaos von Felsipitzen und Steinblöden. Hier und da erglänzten und flimmerten kristallartige Streifen und Spitzen in den Felsen, als ob sie mit Salzkristallen besetzt wären.

„Wir nähern uns jetzt der Salle du dôme“, sagte das Mädchen, „attention des deux côtés! Un escalier, nous descendrons!“

Jeff ging mit der Fackel schweigend voran; eine zweite, nicht angezündete Fackel hatte er in der Hand. Wir kamen nun in den kuppelförmigen Raum, Salle du dôme genannt.

Der Anblick war noch großartiger. Der Felspfad, durch einen kleinen Rand von Steinen abgegrenzt, lief mitten durch den Saal, man mußte, aus einem engen Durchgang kommend, mit einigen Schritten hinabsteigen. Rechts und links in unabsehbarer Weite befand sich die Felswand. Links vom Wege war ein Abgrund, in dem entfernt Wasser zu sein schien. Rechts, hinter einem kleinen See, erhob sich turmhoch, wie ein Berg über dem andern, ein Steingebäude, dahinter ein zweites höheres von himmelhohen Pyramiden, über welchen sich die Kuppel noch höher zu wölben schien. Links der Abgrund, rechts der Berg; beide Schwindel erregend. Hier, tief in der Erde begraben, mußte sich der Mensch klein und erbärmlich vorfinden.

Ich wußte, was nun folgen würde: der Führer mußte beide Fackeln anzünden, die eine in die Tiefe werfen, um zu zeigen, wie lange es währte, bis sie den Boden erreichte und auslöschte, mit der andern in der Hand mußte er, von Fels zu Fels springend, bis auf den Gipfel des Felsengebirges hinauf steigen, um von der Höhe das Gewölbe mit dem Fackelschein zu erleuchten, Jeff aber zögerte.

„Allons, Jeff! — Les deux torches!“ sagte das Mädchen, ihn sanft ermahmend.

Jeff sagte, sich halb umdrehend: „Ich gehe nicht allein.“ Er wendete sich ganz um, schob das Mädchen zur Seite und stand uns gerade gegenüber. Seinen dunklen Augen, bei Tage halb geschlossen, waren nun weit geöffnet und funkelten unheimlich. In jeder Hand hielt er eine der angezündeten Fackeln.

Annie schrie auf und versteckte sich, mich immer festhaltend, halb hinter mich. Der Pfad war schmal, der Abgrund unmittelbar neben uns, ich bebte bei dem Gedanken, sie könnte fehltreten. Ich konnte weder vor- noch zurücktreten.

Jeffs Gesicht war vor Aufregung verzerrt. „Warum sucht ihr mich hier auf?“ sagte er zu Annie. „Warum kommt ihr, mir zu drohen? Das hier ist mein Haus, hört ihr? Hier habt ihr keine Bedienten, um mich die Treppe hinabwerfen zu lassen; hier habt ihr kein Fenster mit Blumen, um euch dahinter zu verstecken und mich zu verspotten! Hier — kommt mit! Da ist unser Weg!“

Er zeigte auf den Abgrund und warf die Fackel, welche er in der rechten Hand hielt, hinab. Die Fackel fiel in die Tiefe, schlug hier und da an die Felsen an, dadurch einen Funkenregen erzeugend, wir sahen zitternd einen Augenblick den unergründlichen Abgrund erleuchtet. Dann erlosch das Licht; die Fackel fiel noch tiefer.

Nun hatte Jeff eine Hand frei. „Kommt mit!“ schrie er.

Ich deckte Annie mit meinem Leibe; er wollte um mich herum nach ihr greifen. Sie schrie auf und suchte auf die andere Seite zu kommen. „Halt, Jeff!“ sagte ich. „Was bedeutet das? Kommt zu euch! Ihr kennt meine Frau nicht; ihr habt sie noch nie gesehen!“

Er starrte mich einen Augenblick mit erschreckten, groß geöffneten Augen an, es schien, als ob meine Worte Eindruck gemacht hätten. Die Fackel zitterte in seiner Hand. In diesem Augenblick eilte die Lampenträgerin auf ihn zu. „Jeff, besinne dich! Jeff! Mon pauvre frère! Sehen Sie, sehen Sie, mein Herr, Jeff ist durch eine böse Frau in Brüssel unglücklich geworden, sie hat ihn verpöthet, von ihrer Thür wegjagen lassen! Jeff, Madame ist eine ganz andere! Du kennst sie nicht! So höre doch auf mich! Écoute-donc ta petite soeur! ... Jeff!“

Der Mensch rührte sich nicht. Er blickte schein an mir herum auf Annie. Das Mädchen nahm ihn am Arm.

„Laisse-moi!“ rief er und stieß das Mädchen von sich. Glücklicherweise hatte sie ihre Lampen hinter sich hingestellt gehabt. „Laisse-moi! Ich habe Tag für Tag auf sie gewartet — ich wußte es wohl, daß Sie kommen würden, Mademoiselle!“ Er sprach kurz, mit hastig abgebrochenen Worten, Annie schein ansehend, während sie es nicht wagte, auf ihn zu blicken. Die wenigen Minuten, welche diese Unterredung in Anspruch nahm, dünkten uns Stunden. Jeff zeigte mit der Fackel auf die Felsenpyramide, die ihm nun zur rechten Hand lag und sagte heiser: „Dort drüben, hinter dem Felsen, da ist ein Nestchen, das ich für uns beide zurecht gemacht habe. Dort will ich dich niederlegen! Komm!“

„Jeff“, rief seine Schwester, „gehen wir zurück; zeige dem Herrn den Weg!“ Sie wollte zurückgehen, um ihre Lampen zu holen.

„Laß mich!“ rief Jeff. „Das ist mein Haus! Mein Palast! Ich bin hier Herr! Ich werde euch zeigen, daß ich der Herr bin! Je vous en ferai les honneurs! Folgt mir!“

Er schlüpfte an mir und seiner Schwester vorbei, während Annie zitternd an meinem Arme hing, und schwang die Fackel. „Kommt mit! Geht alle mit! Folgt mir!“ sagte er, mit schnellen, ungleichen Schritten vorausgehend.

„Jeff, was willst du thun!“ rief das Mädchen, die ihre Lampen aufnahm und sich ihm näherte.

„Schweig! Und folge mir!“ rief er. „Weg mit den Lampen!“ Er riß ihr die Stange mit den Lampen aus der Hand und warf sie in die Tiefe. Das Petroleum entzündete sich unterwegs, während die Lampen auf den Felsen zerschmetterten,

doch die Flammen erstickten bald an den feuchten, nassen Wänden.

Als Annie sah, daß nur noch das Licht der Fackel Helle gab, stieß sie einen Schrei aus, der entsetzlich in dem Raume wiederklang und ein Echo in den tiefen Spalten fand.

„Folgt mir!“ rief Jeff, sprang vorwärts und lief, die Fackel schwingend, die Felsen-Pyramiden hinauf.

Wir blieben wie festgenagelt an unserm Platze stehen. „Um Gotteswillen, was sollen wir thun?“ fragte ich das Kind.

„Ich weiß es nicht. Abwarten ist wohl das Klügste.“

Jeff sprang von einer Felsenspitze zur andern. „So kommt doch!“ rief er.

Es war nun ganz dunkel um uns; selbst den schwarzen, schlüpfrigen Stein zu unseren Füßen konnten wir nicht mehr sehen. Jeff blieb auf einer Spitze stehen und schwenkte die Fackel. Dort oben aufrechtstehend sah er wie der Fürst der Hölle aus, der die Fackel über sein unterirdisches Reich schwingt. Die schwarzen Haare hingen ihm noch tiefer über sein bleiches Gesicht, das durch das Licht der Fackel gelb gefärbt wurde. Hinter ihm zeichnete sich sein Schatten viele Meter hoch an der Felswand ab. „Hierher!“ rief er, von Fels zu Fels springend. „Wenn ihr nicht folgen wollt, so seht doch, wieviel Raum hier ist. Mademoiselle, ich komme, Sie zu holen!“

Er kam aber nicht zurück, sondern kletterte immer höher hinauf. Die Fackel warf einen blutroten Schein auf die ganze blinkende Pyramide, welche sich unter seinem Fuße erhob. Er verschwand immer weiter.

„Was sollen wir thun?“ fragte ich noch einmal die Kleine.



Giuseppe Verdi.

„Er wird wohl zurückkommen“, meinte sie.

Er kam aber nicht zurück. Er verschwand hinter der Pyramide, sodas wir den Schein der Fackel nur noch am Gewölbe hinter dem Berge sehen konnten. Der Berg lag wie eine schwarze Masse da. Wir konnten uns nicht mehr sehen.

„Halte mich“, sagte Annie, „ich falle sonst.“

Ich hielt sie im Arm; sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden. „Um's Himmelswillen, behalte Mut!“ sagte ich. Müde und geängstigt, wie ich war, konnte ich sie nicht lange so festhalten.

„Der Pfad ist so schmal“, sagte das Mädchen, „lassen Sie Madame sich auf die Erde setzen, damit sie nicht schwindlig wird.“

„Horch! Was ist das?“ flüsterte ich.

Es war ein langgezogener Schrei, der hinter der Felsenpyramide erscholl, beinahe wie ein Jubelschrei, das sich in ein lautes Lachen auflöste. Das Echo der Berge gab es tausendfach wieder, als ob ein ganzes Regiment Bewohner der Unterwelt jubelte und lachte. Das Licht der Fackel bewegte sich heftig. Es war der Schrei und das Lachen eines Wahnsinnigen, dessen Raserei sich damit Luft machte. „Kommen Sie hierher, Mademoiselle!“ schrie er. „Hierher! Hier wollen wir unsere Hochzeit feiern! Viens, je t'offre ma couronne, mon palais de diamants!“

Er sang, immer undeutlicher ward seine Stimme, durch das Echo verdeckt; er schien immer weiter zu gehen. Plötzlich hörten wir einen Schrei, einen Schlag. Das Licht erlosch.

„Mein Gott, Jeff! Jeff!“ rief das Mädchen neben mir und wollte sich entfernen; es war aber stockdunkel.

Die Kleine kam zurück und nahm meine Hand. „Armer Jeff!“ sagte sie. „Er muß ausgeglitten sein. Und keine Möglichkeit, ihm zu helfen!“

Sie dachte nur an den Bruder; wir dachten an uns. Als das Licht verschwand, hatte Annie ihre Arme um meinen Hals geschlagen und schluchzte und jammerte neben mir. „Annie, liebe Annie! Sei ruhig, tröste dich! Habe Geduld! Man wird uns holen kommen“, sagte ich.

Aber ich war selbst der Verzweiflung nahe. Alles dunkel um uns. Von der einen Seite der kleine See, hinter dem der Berg lag, auf der andern der endlose Abgrund. Eine Bewegung, ein Schwindel und wir waren verloren. Ich wunderte mich, daß Annie nicht rief: „Meine armen Eltern! Warum war ich so unvorsichtig!“ oder dergleichen, denn das, was ich dachte, war ein Selbstvorwurf. Vielleicht auch sagte sie nichts, um mich nicht anzuklagen. Die Lampenträgerin kniete neben mir und stammelte Gebete.

Wie lange es währte, bis wir zu dem Bewußtsein kamen, daß wir nichts thun konnten, als warten, weiß ich nicht.

Vielleicht war es eine Stunde, vielleicht nur zehn Minuten, daß wir nebeneinander auf dem Felspfad saßen — schweigend. Zu Anfang war es totenstill, nur ein dumpfes Geräusch von fallenden Tropfen, nachdem aber der erste Schrecken überwunden war, unterschieden wir das Rauschen des Flusses in der Tiefe, das immer stärker und stärker sich schien, dumpf brodelnd und dröhnend; dann hörten wir die Wassertropfen bald da, bald dort auf den Stein fallen, bald näher, bald ferner. Weiter weg in einem andern Teil der Grotte hörte ich ein kreischendes Gepiep, das ich als von Fledermäusen herkommend erkannte; weiter hörte ich noch etwas anderes, ein langgezogenes, wiederholtes Klaffen, abwechselnd mit dumpfem Knurren, das ich mir nicht erklären konnte.

„Was kann das sein?“ fragte ich die Lampenträgerin.

Sie lauschte. „Das sind Eulen“, sagte sie. „Sie werden wohl nicht hierher kommen, sie bleiben dort hinten, weiter oben, dort finden sie mehr Nahrung.“

„Nahrung?“

„Ja, Eidechsen und Kröten.“

Ich schwieg; ich wollte fragen, ob diese auch in unserem Teil der Grotte zu finden seien, wagte es aber nicht, aus Furcht, sie möchte „ja“ sagen.

Plötzlich schrie Annie auf. „Auf meiner Hand! Auf meiner Hand! Hier! Fühle!“

Ich streckte die Hand aus nach der ihren, aber das Mädchen war mir schon zugekommen. „Es ist nichts“, sagte es.

„Was war es?“ sagte Annie, sich schüttelnd. „Es war kalt und glatt. Es lief!“

„Es war ein Käfer“, sagte das Kind. „Als man die Grotte entdeckte, hausten Fische darin, das war am andern Ende, wohin wir nun nicht kommen. Aus den Gängen, in welchen man sie fand, kamen Millionen großer Käfer hervor. Es sind noch viele in der Grotte.“

Annie bebte in einem Fort; oft zeigte mir ein Erschrecken, daß sie meinte, eines dieser Tiere am Hals oder auf der Hand zu fühlen. Ich hielt sie so nahe zu mir als möglich.

„Wie lange kann es dauern, bis man uns suchen wird?“ sagte ich zu der Kleinen.

„Zwei und eine halbe bis drei Stunden, kaum länger“, sagte sie. „Die Saison ist vorbei, es wird kaum mehr eine Gesellschaft in die Grotte kommen, sonst geschähe es viel früher.“

Wenn es sich nicht zufällig träfe, daß mein Bruder und ich allein zusammen wohnten, so würde man nach Verlauf der zum Besuch der Grotte bestimmten Zeit eher daran denken, wo wir so lange bleiben. Jetzt aber müssen wir warten, bis die Beamten am Eingang sich über unser langes Wegbleiben wundern. Dann werden uns neue Führer und Lampenträger nachgeschickt.“

„Drei Stunden, das erlebt meine Frau nicht.“

Annie schien das Gespräch, das wir flüsternd führten, nicht zu hören, wenigstens sagte sie gar nichts.

„Armer Jeff!“ sagte das Mädchen betrübt.

„Armer Jeff!“ rief ich entrüstet aus. „Nein, schändliche Verwaltung, die uns einen wahnsinnigen Führer mitgab!“

„Niemand wußte es“, sagte das Mädchen. „Ich selbst nicht. Es sind nun zwei Jahre, daß er von Brüssel zurückkam. Vorher war er der fröhlichste, hübscheste Junge von hier bis Rochefort; von da an war er verändert. Er war still, finster und sprach viel mit sich selbst. Die Mutter war unterdessen gestorben, und wir blieben zusammen wohnen. Wie früher, ging er wieder in den Berg, und wie früher verdiente er ziemlich viel Geld. Dazu kam der kleine Lohn, den ich als Lampenträgerin bekam; einen festen Gehalt für den Sommer, aber ohne Trinkgelber; wir lebten still, doch zufrieden. In der letzten Zeit wurde er aber noch finsterner und murmelte oft Worte ohne Sinn, zumal wenn er in der Gotte war, niemand fand aber etwas darin. Jeden Tag ging er mit der Fackel denselben Weg, nicht so weit zwar wie heute, und kam dann wieder zurück. Nun liegt er dort hinten, wer weiß wie tief. Vielleicht ist er nicht tot, vielleicht noch zu retten. Das Warten ist für mich nicht weniger peinlich, als für Sie.“

Ich beklagte die arme Kleine; in meiner egoistischen Enttäuschung hatte ich an ihren Verlust nicht gedacht.

Es währte keine drei Stunden, bis man uns suchen kam, uns schienen es wohl zehn zu sein. Immerfort horchen, ob man keine Ruder, keine Stimmen hört, immer spähen nach dem Schein von Lampen und Fackeln. Immer vergebens! Wir wagten es nicht, uns vom Platze zu bewegen; das Mädchen hatte uns davor gewarnt, wir wußten uns von Gefahren umgeben. Die Luft, welche uns unter dem Auf- und Absteigen warm geschienen hatte, wurde je länger desto kälter und feuchter; ein Schauer lief uns über den Rücken; unsere Kleider waren dick und schwer von der feuchten nassen Luft. Abgemattet, hungrig, mit hämmernden Schläfen und bebenden Gliedern, saßen wir nebeneinander, als wir endlich Stimmen hörten. Einige Minuten später sahen wir Fackelschein; es war eine ganze Karawane Führer und Arbeiter mit Gerätschaften und Fackeln nach uns ausgesandt worden. Einige der besten Führer gingen auf meine Bitte mit dem Mädchen den Berg hinan, um Jeff zu suchen. Doch verlangte ich mit Annie sogleich aus der Grotte gebracht zu werden.

Man hat die Leiche Jeffs nie gefunden, seine Fackel lag auf einer Felsenspitze, die nicht zu erreichen war, er selbst mußte tiefer gefallen sein; wahrscheinlich hat das tropfende Kalkwasser seine Leiche bereits mit einer Steinkruste überzogen.

Auch für uns war es der herrlichste Augenblick, als wir das grünliche Tageslicht am Eingang der Grotte erblickten. Es schien wie elektrisches Licht, das durch den Bogen drang. Einen Augenblick später sahen wir es rosig und goldig über den Fluten der Lys liegen, die zu der Oeffnung ausströmten. Wir aber hatten genug von der Grotte und fuhren auf der Stelle nach Dinant in unser Hotel zurück.

Mitten in der Nacht flog Annie in die Höhe, und ich hatte große Mühe, sie zu überzeugen, daß wir nicht mehr in der Grotte seien. Erst gegen Morgen wurde sie ruhiger. Die Reise aber war uns verleidet, und wir beschloßen am nächsten Tage, nach Hause zurückzukehren.

„Was meinst du“, sagte Annie noch in Dinant, „wie wäre es, wenn wir das Reisegelb, das wir nun sparen, einpacken und es dem armen Mädchen schicken, das den Bruder und den Ernährer verloren hat? Sie könnte dann einige Zeit ausruhen, ehe sie wieder in die Grotte geht!“

Mit einem herzlichen Kuß hieß ich diesen Vorschlag gut, der unserer Hochzeitsreise ein Ende machte.

Spitzen.

Nachdruck verboten.

Wenn wir die heutige Ueberfülle alles dessen, was unter dem Sammelnamen „Spitze“ zusammengefaßt wird, sehen, so können wir es kaum begreifen, daß es einst eine Zeit gegeben, in der das Tragen von Spitzen nur den vornehmsten und reichsten Personen möglich war. Freilich, die Spitzen jener Zeit verhalten sich zu dem Gros der heut gebrauchten Spitzen wie ein echtes Gemälde von Raphael, Rembrandt, Tizian oder dergleichen, zu einem Delbruckbilde unserer Zeit. Zwar sind die unendlich verschiedenen Maschinenspitzen der Gegenwart zu ganz besonderer Vollkommenheit und Anmut ausgebildet, und der dabei ungemein billige Preis macht sie jedem zugänglich, aber die Schönheit und Feinheit einer echten Nadel- oder Klöppelspitze werden sie wohl nie erreichen, ebensowenig wie sich ein schimmernder Rheinkiesel zu einem Diamanten oder eine Wachsperle zur echten Meeresperle ausgestalten kann.

Den echten Spitzen ist neben ihrem ästhetischen auch ein hoher materieller Wert eigen; erfordert ihre Herstellung doch ebensoviele künstlerischen Sinn wie Mühe und Ausdauer. Dabei ist die Spitze von einem Hauch der Poesie umwoben, der sich mit den kostbarsten Stoffen und dem prunkendsten Geschmeide nicht erreichen läßt.

Es gehört auch ein feines Empfinden, ein künstlerisches Verständnis dazu, die Spitze geschickt zu tragen, denn sie hat Charakter, sie paßt sich der Schärfe oder der Feinheit der Gesichtszüge, der Gestalt und dem Alter an und ist von hoher Bedeutung für alle diese Momente. So wenig wir uns eine Frau von fünfzig Jahren in einem duftigen, von Valenciennespizzen überrieselten Negligé, das bei einer jungen Frau so berauschend wirken kann, vorzustellen vermögen, so wenig würden für ein junges Mädchen die reichen Points oder Blondes passend erscheinen.

Die schönsten und reichsten Spitzen sind die Points; sie werden aus dem feinsten Garne, das Menschenhände nur in feuchten Räumen zu spinnen vermögen, mit der Nadel genäht. Die Umrisse der Zeichnungen werden von etwas stärkerem Garne ausgeführt, und dieses wird dann mit Banguettenstichen aus dem feinen Garne fest umnäht. Die Ausführung solcher Nadelspitzen ist unendlich mühsam, und es kann vorkommen, daß selbst eine fleißige und geübte Arbeiterin es bei einer nur mäßig breiten Spitze innerhalb eines Jahres nur auf einen halben Meter bringt. Das hängt natürlich ganz von der Feinheit des zu verarbeitenden Materials, auch von dem mehr oder minder kunstvollen Muster ab.

Die Muster zu den alten, kunstvollen Spitzen wurden von den ersten Meistern entworfen und genau klassifiziert; hatte doch auch jeder Ort, der irgend eine berühmte Spitze fabrizierte, eine besondere Technik dafür. Bei der point d'Alençon, einer feinen, nordfranzösischen Spitze, wurden die Musterteile (Blätter, Blüten) u. s. w. für sich angefertigt, dann zu einem Ganzen vereinigt und dem Spitzengrunde aufgenäht, wobei die Konturen mit einem übernähten Kopphaar umrandet wurden. Die point d'Angleterre zeigte ein Muster mit wellenförmig verlaufenden Rankenwerk, in dessen Blättern sich Schmetterlinge, Vögel, Libellen und dergleichen mehr wiegen. Die Spitzen aus Ragusa waren durch reizend verschlungene, bandartige Ornamente ausgezeichnet, deren Konturen dicht mit kleinen Ringeln besetzt waren. Diese Spitze stammte, wie auch die point de France, aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die letztere zeigte bei ungemainer Zartheit kunstvolle Blatt- und Rankenornamente. Bei der point d'Argentan waren die Blumen und Ranken in festen Konturen über den ganzen Grund verteilt, der auch mit kleinen Knöpfchen (boucliers) bedeckt war. Die Valenciennespitze wurde mit dichten Ornamenten auf klarem Netzgrund gearbeitet, sie wird jetzt in ganz vorzüglicher Ausführung durch die Maschine nachgeahmt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir jeder einzelnen Spitze hier gedenken, nur so viel sei noch gesagt, daß die point d'Espagne, die point de Venise, die point-lace, die Hanetonspitze und noch viele andere mit zu dem Schönsten gehörten, was Frauenhände aus dem bescheidenen Material hervorgebracht haben.

Auf alten Gemälden jener Zeit haben wir oft Gelegenheit, die kostbaren Spitzenkragen, Manschetten und sonstigen

Dekorationen zu bewundern; sie wurden ebenso gern von den Männern wie von den Frauen getragen, und die Liebe und Feinheit, mit der sie auf diesen Bildnissen wiedergegeben sind, läßt uns auch erkennen, welchen Wert man ihnen für die Kleidung zumah. Dem König Heinrich III. von Frankreich ließen seine Regierungsforgen so viel Zeit, daß er seine Spitzenkragen selber steifen und tollern konnte, und König Christian IV. von Dänemark führte in den Scheidungsgründen gegen seine Gemahlin an, daß sie einen seiner schönsten Spitzenkragen verschenkt habe!

Besonders prächtig wirkt zur großen Toilette die weiße Blönde, welche aus schimmernder Seide genäht ist und einen zarten Silberglanz besitzt. Von den durch ihre Schönheit berühmten Kreolinnen wird die Blönde mit ausgeprochener Vorliebe getragen, weil gerade ihre hellleuchtenden Reflexe vorteilhaft auf das dunkle Kolorit ihrer Haut wirken. Die herrliche Seidenblönde wird heute durch die ja allerdings auch effektvolle, spanische Seidenpitze ersetzt, die, wenn auch reich und schön in der Musterung und vorzüglich in der Ausführung, doch niemals die Schönheit der mit der Hand genähten Blönde erreicht.

Weniger kostbar, wenn auch immer noch voll hoher Schönheit sind die Klöppelspitzen, die ebensowohl in Seide wie in den verschiedensten Zwirnarten ausgeführt werden. Deutschland, namentlich aber Sachsen und Böhmen leisten darin Vorzügliches, und jeder, der Marienbad, Franzensbad, Eger u. s. w. besucht, wird sich auch einen größeren oder geringeren Vorrat dieser reizenden Spitzen mitbringen.

Unsere Damenwelt hat sich nun der Ausführung dieser Arbeit neuerdings wieder zugewendet, und man kann oft die schönen Hände unserer Aristokratinnen die Klöppel durcheinanderwerfen sehen. Unsere ersten Künstler sorgen wieder für Entwürfe, und so zeigen uns denn auch die Ausstellungen der Kunstgewerbeschulen, wie kräftig und schön sich die Blüte dieses Handarbeitszweiges wieder entfaltet hat, nachdem sie lange Zeit hindurch ein verkümmertes Dasein geführt. Wohl hat die Fabrikation der Maschinenspitzen einen ungeheuren Aufschwung genommen, leider aber die genähten und geklöppelten edleren Spitzen zurückgedrängt und ihre Preise sinken gemacht. Durch die überreiche Maschinenproduktion ist auch die Spitze nicht mehr das Vorrecht der vornehmen Klasse, und das übermütige Wort: „Unsere Mädchen sollen Spitzenkleider tragen“, das vor mehreren Jahren in einer Berliner Frauenversammlung ausgesprochen wurde, ist beinahe schon zur Wahrheit geworden. Man sieht wirklich Frauen und Töchter der einfachsten Stände mit Spitzenkleidern auf der Straße, wohin sie nun freilich weniger gehören als für Gesellschaften, Bälle und dergleichen. Im Beginn des 17. Jahrhunderts wurde noch eine Kleiderordnung erlassen, in welcher die hohe Obrigkeit eine rührende Fürsorge um die goldenen und silbernen Ketten, Ringe, Gürtel, die Schürzen und Hauben, die Kleider und Schuhe der Edeldamen wie der Bürgerfrau und des bescheidenen Dienstmädchens befandete; diese Kleiderordnung verbot bestimmten Ständen das Tragen von Spitzen und Spitzenkleidern. Von solcher Vormundschaft sind wir heute ja frei; jeder kann heute Spitzenkleider tragen, der sie bezahlen kann. Zur Zeit Maria Antoinettes hatte freilich auch eine Dame, Madame de Matignon, ein Spitzenkleid mit Perlen und Diamanten bestellt, das sie nicht bezahlen konnte; um in seinen Besitz zu kommen, löste sie es mit einer lebenslänglichen Rente von 600 Livres ab.

Einen außerordentlichen Spitzenreichtum besitzt heute die Königin von England, wie denn auch die herrlichsten Nadel- und Klöppelspitzen die Gewänder der Damen zieren, welche bei den Morgenempfangen der Königin Viktoria zugelassen werden. Die Lady Dudley ist im Besitz von Spitzen, welche den Wert einer Million repräsentieren. Den größten Spitzenreichtum besaß ihrer Zeit die Kaiserin Eugenie von Frankreich, und in der That waren für ihre eigenartige Schönheit Spitzen und Perlen eine ganz besondere Follie. Fanny Elßler, welche sich durch ihre wunderbare Grazie und Anmut alle Herzen wie im Sturme gewann, trug zu ihren choreographischen Leistungen immer Spitzenröcke, welche voll höchster Dezenz und, nebenbei bemerkt, bedeutend länger als die kurzen Gazeröckchen unserer heutigen Tänzerinnen waren und der poesievollen, zarten Erscheinung sich innig anschmiegen.

Von herrlicher Wirkung sind das Spitzenkleid und der Spitzenschleier an der Brauttoilette. So war der Schleier der jüngst vermählten Prinzessin Margarete von Preußen ein Wunderwerk an Schönheit und Feinheit der Ausführung. Was sonst aber unter der Flagge von Spitzen segelt, alle jene gestrickten, gehäkelten, geflochtenen Filetspitzen, die, mit grober Nadel und starkem Zwirn ausgeführt, nur unsaines Gewebe oder Netzwerk sind, lohnt nicht erwähnt zu werden.

Emilie Braszky.



Frühlingsrahen. Gemälde von A. Gerner.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Die katholischen Klöster und Kirchen besitzen oft noch einen großen Reichtum dieser kostbaren Spitzen; sie gehören dort noch zum würdigsten Schmuck der vornehmsten Kirchengewänder und Altarbekleidungen. Auch in den Schlössern des alten und hohen Adels finden wir sie, wo sie in Verbindung mit dem Familienschmuck oft einen ungeheuren Wert repräsentieren und nur bei ganz besonderen Gelegenheiten zum Vorschein kommen. Sie sind nicht selten die herrlichste und vornehmste Beglaubigung für das Alter der Familie, und oft genug wird die Besitzerin um diesen Reichtum beneidet.

Bur Schönheitspflege.

Nachdruck verboten.

III. Die Pflege des erkrankten Haars.

Das Hauptinteresse bei Besprechung der Erkrankungen des Kopshaars konzentriert sich naturgemäß auf den Haarausfall. Es giebt eine ganze Reihe von Haarkrankheiten, welche, so verschieden sie an sich sein mögen, doch schließlich alle darin übereinstimmen, daß das endliche Resultat der Haarschwund ist. Es wäre nun aber nichts irriger, als zu glauben, daß in normalem Zustande ein Haarausfall nicht zu beobachten sein müsse. Im Gegenteil; das täglich ausfallende Quantum ist gar nicht unbedeutend, es beträgt auch im besten Lebensalter im Mittel täglich über fünfzig Haare und steigt dann allmählich mit den Jahren auf das Doppelte und Mehrfache. Im allgemeinen währt die Lebensdauer eines Haars nur bis zu sechs Jahren, dann fällt es aus und wird sofort durch ein nachwachsendes neues ersetzt. Außer diesen langen Haaren geht aber auch täglich eine ganze Anzahl kurzer Härchen vorzeitig zu Grunde. Man pflegt indes anzunehmen, daß der Prozentsatz dieser nicht über ein Viertel des Gesamtausfalls betragen dürfte, um noch als normal angesehen werden zu können, und es sollte stets als Mahnung gelten, wenn gerade kurze Härchen in ungewöhnlicher Zahl ausfallen. Bei oft beschnittenen Haaren sind natürlich diese Unterschiede wenig charakteristisch. Ist chronischer Haarschwund eingetreten, so verlieren die Haare zuerst an Länge, dann erscheinen sie außerdem immer dünner und heller, hierauf werden nur noch Flaumhärchen gebildet, und bleiben auch diese aus, so ist die völlige Kahtheit da, welche nicht mehr beseitigt werden kann.

Die Ursachen des Haarausfalls sind zur Zeit noch nicht erschöpfend erforscht. Der Haarschwund kann angeboren sein, auch als Folgeerscheinung von Krankheiten zumal nervöser und ansteckender (infektiöser) Natur, sowie übermäßiger geistiger Anstrengung auftreten, ist oft eine charakteristische Eigentümlichkeit zunehmenden Alters, wird häufig durch übermäßige Abschuppung der Kopfhaut, Schinnenbildung erzeugt und endlich nicht selten durch Pilzwucherungen bedingt. Eine noch mehr entstellende, zwar selten, aber meist schon in jüngeren Jahren auftretende Form des Haarschwundes ist der plötzliche partielle (kreisförmige) Haarausfall, dessen Ursachen noch unbekannt sind; er ist nicht zu verwechseln mit den Anfangsstadien des infektiösen Haarschwundes, welche gleichfalls etwa Kreisform zu haben pflegen.

Im allgemeinen ist der Haarschwund bei dem weiblichen Geschlechte nicht so häufig wie beim männlichen. Von Natur mit dauerhafterem Haare ausgestattet, läßt die Frau ihm eine bessere Pflege angedeihen, auch ist sie nicht so auf die Freireisenden angewiesen, die unzweifelhaft vielfach eine Verbreitungstätte für Haarkrankheiten bilden. Ein jeder sollte ausschließlich seine eigenen Kämme und Bürsten benutzen, und schon die Kinder sollten daran gewöhnt werden, niemals einen fremden Kamm zu nehmen. In Verbindung mit sorgfältiger Reinigung und Pflege des gesunden Haars wäre dann sicherlich in vielen Fällen einer Haarerkrankung vorgebeugt.

Die Behandlung des Haarausfalls hat sich naturgemäß nach dessen Ursachen zu richten, ja es hängt ganz von diesen ab, ob überhaupt durch kosmetische Mittel ein Erfolg erzielt werden kann, was leider nicht immer der Fall ist. Angeborene Kahlköpfigkeit verschwindet meist allmählich von selbst. Liegen dem Haarschwunde andere Krankheiten zu Grunde, oder ist er auf übermäßige Anstrengung der Gehirnthätigkeit zurückzuführen, so kann erst mit der Beseitigung dieser Ursachen an eine Besserung oder Wiederherstellung des Haarwuchses gedacht werden. Der stärkere Haarausfall mit zunehmendem Alter wird um so weiter hinausgeschoben sein, je zeitiger eine rationelle Haarpflege ausübt wurde und je zweckmäßiger sie ist. In allen bisher genannten Fällen werden außerdem sogenannte stärkende Kopfwaschmittel am Platze sein. Als solches empfiehlt sich eine Mischung von 5 Teilen Kanthariden-tinktur, 20 Teilen Chinatinktur und 75 Teilen kölnischen Wassers. Hiervon ist vor dem Gebrauche die jedesmal erforderliche Menge mit ein wenig Wasser zu verdünnen und auf die Kopfhaut zu verreiben. Mit Wasser gemischt hält sich die Flüssigkeit nicht, da sich aus der damit stark trübe werdenden Flüssigkeit wirksame Stoffe abscheiden.

Erfolgreicher vermag die Kosmetik gegen Haarausfall bei übermäßiger Schinnenbildung vorzugehen. Selbstverständlich muß diese zunächst gehoben werden, denn mit ihrer Beseitigung wird auch das Ausgehen der Haare aufhören. Sie ist übrigens erst die Folge einer ungewöhnlich starken Fettabsonderung der Talgdrüsen der Kopfhaut, es werden daher vor allem entfettende und gleichzeitig lösende Mittel am Platze sein. Tägliche Waschungen der Kopfhaut mit Wasser und Seife bilden die Grundlagen der Behandlung, wobei man den Seifenschaum einige Zeit auf den Haarboden einwirken läßt. Hierauf hat ein Einreiben des so gereinigten Kopfes mit Franzbranntwein und dann noch ein ganz Leichtes Einsetzen, namentlich auch des Haars, mit Lanolinpomade zu folgen. Letzteres darf nur dann unterlassen werden, wenn das von den Talgdrüsen überreichlich abgesonderte Fett dünnflüssig erscheint, die Haare also von Natur dauernd fettig aussehen, was bei der Schinnenbildung, wo das abgesonderte Fett mehr talgartig erscheint, nicht der Fall ist. In hartnäckigen Fällen muß man zu Einreibungen mit Kaliseifengeist oder sehr verdünnten Alkalilösungen oder endlich zur Lanolinschwefelpomade (zehnprozentig) greifen. Der allabendlichen Anwendung dieser Mittel hat eine Waschung wie gewöhnlich voranzugehen und am nächsten Morgen, um ein zu starkes Sprüdenwerden der Haut zu verhüten, ein schwaches Einreiben mit Lanolinpomade zu folgen.

Es erübrigt noch, der Behandlungsweise des parasitären, durch Schimmelpilzen veranlaßten Haarschwundes zu gedenken, doppelt wichtig deshalb, weil diese Krankheitsformen einmal leicht von Person zu Person übertragbar sind, zum andern nicht immer auf den Haarboden beschränkt bleiben, sondern bei Vernachlässigung in Form von Flechten sich auch auf die übrige Haut fortpflanzen. Nach der Art des eingewanderten Pilzes unterscheidet man mehrere Formen derartigen Haarschwundes. Am häufigsten kommt davon beim Kopshaar der Frauen der Grind vor. Dieser, der gewöhnliche weiße Grind, ähnelt der beschriebenen, nicht parasitären Schuppenbildung in verstärkter Art und ist durch Waschungen mit Sublimatauflösung und Gebrauch von Schwefel-, Teer- oder weißer Präcipitatfalte noch verhältnismäßig leicht zu beseitigen, wenn sich auch die Behandlung monatelang hinzieht. Schwieriger ist dies beim gelben

Grind, wobei auch tiefere Hautpartien zerstört werden, sodas er überhaupt nur unter Narbenbildung heilbar ist. Die Behandlungsweise ist im übrigen der des weißen Grindes ähnlich. Da aber die meisten Mittel zur Behandlung des parasitären Haarschwundes giftig sind, außerdem auch die Diagnose für die Auswahl der geeigneten Arzneiform wichtig ist, so dürfen die letztgenannten Haarkrankheiten der Behandlung seitens des Arztes nicht entzogen werden. Von anderen Erkrankungen des Haars seien hier noch zwei erwähnt: die knotige Auftreibung und die Spaltung. Beide Erscheinungen kommen am häufigsten an Barthaaren, seltener am Kopshaar der Frauen vor. Die Ursache der Knotenbildung ist unbekannt, als solche des Spaltens wird zu große Trockenheit angegeben. Beide Uebel scheinen ohne Zurückschneiden des Haars nicht zu beseitigen zu sein, gelegentlich verschwinden sie auch von selbst. Die Anwendung von Lanolinpomade wird immer zweckmäßig sein. Schließlich haben wir noch des Gegenjahres der bisher erörterten Krankheitszustände des Haars, nämlich des übermäßig vermehrten Haarwuchses zu gedenken. Hier kommen davon nur zwei Fälle in Betracht: Bartwuchs und die starke Behaarung der Muttermale, eventuell auch die der Arme. Die Methode des Ausziehens der einzelnen Haare ist schmerzhaft und höchstens dann zu gebrauchen, wenn es sich um die Entfernung einzelner Haare handelt. Sollen aber deren viele beseitigt werden, so bedient man sich ungleich zweckmäßiger eines Depilatoriums. Als solches dienen Natriumhydroxids- und Strontiumoxyd-pasten (z. B. Strontiumoxyd 30 Teile, Zinkoxyd und Stärkemehl je 10 Teile, Menthol 0,5 Teile; vor dem Gebrauche mit Wasser zu einer Paste anzurühren). Letzteres Präparat ist auch als Perls Antikrinin im Handel.

Dr. Th. Waage.

Visitentoilette.

(Hierzu die Abb. S. 177.)

Wie überaus mannigfaltig und jedem Geschmack Rechnung tragend die diesjährige Mode ist, sehen wir an der auf der Titelseite abgebildeten Toilette, die wieder ein ganz anderes Genre zeigt und doch streng modern ist; sie eignet sich in ihrer Form und Verwendung der Stoffe ebensogut für ältere wie für jüngere Damen und wird stets vornehm und begehrt aussehen. Der etwa 4 1/2 Meter weite, in Glockenform geschnittene Rock aus hellgrauem Lodenstoff ist mit Taffettfutter, sowie bis zur halben Höhe mit Einlage versehen und am unteren Rande (siehe nebensiehende Rückansicht) durch einen gleichfarbigen Sammetstreifen begrenzt. Oben ist der Rock, Schopfteile imitierend, über gelbem Atlas mit einer Kurbelstickerei von grauer Seide versehen und durch ein gürtelartig aufliegendes graues Sammetband begrenzt, das hinten unter einer Schleife endet. Die Futterteile aus grauem Taffet, deren Schopf im Rock getragen wird, ist vorn und hinten im Zusammenhang mit Einlage versehen von gelbem Seidenkrepp ausgestattet, der oben ein Köpschen bildend eingereicht, den Stehkragen aus Sammet begrenzt. Im übrigen sind die Vordertheile, sowie die Rücken- und Seitenteile im Zusammenhang mit gelbem, reich mit grauer Kurbelstickerei überdeckten Atlasstücken bekleidet, die vorn am Taillenabschluß je in eine Falte geordnet sind. Die Ärmel werden, wie ersichtlich, teils mit eingekräuseltm Krepp, teils mit gesticktem Atlas und teils mit einer Lodenpuffe überdeckt. — Der originelle flache Hut aus Strohgeflecht ist ringsum durch eine 7 Cent. breite plissierte, leicht gesteierte schwarze Spitze begrenzt, an der vorn eine lila Sammetblume befestigt ist, und mit einem schwarzen Sammetbügel versehen. Eine große Schleife, sowie Bindebänder von lila Sammetband vervollständigen den Hut.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Herrmann Gerson.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Mai“.

Fig. 1 zeigt eine der 1890er Mode entlehnte elegante Toilette aus changeant Seidenstoff, grünem Sammet, schwarzer Grenadine, Atlas und Spitzen; der in Glockenform geschnittene Rock aus erstem Stoff wird durch einen zweiten Rock aus Grenadine gedeckt, den, wie ersichtlich, Spitzenvolants und schmale Atlasröllchen garnieren. Die glatte Taille aus changeant Seidenstoff mit kurzem, im Rock zu tragenden Schopf ist blusenartig mit Grenadine bekleidet und durch eine vierseitig geschnittene Puffe aus Sammet vervollständigt, welche ringsum Spitze begrenzt, deren eckige Enden vorn in eine Schleife gebunden werden. Den Stehkragen und den Gürtel hat man aus Sammet, die puffy arrangierten Ärmel aus changeant Seidenstoff und Grenadine gefertigt.

Das für junge Damen bestimmte Kostüm Fig. 2 aus weißem Cheviot besteht aus Glockenrock und Taille, die vorn geschlossen, durch Blusenstücke aus hellem, türkis gemustertem Stoff vervollständigt wird, deren Ansatz an den Seiten sich nach unten zuspitzende Bretellen aus Cheviot decken. Der Stehkragen, sowie der seitwärts unter einer Schleife zu schließende Gürtel bestehen aus gelbem Atlasband.

Fig. 3 verbildet ein hübsches Kleid aus changeant Seidenstoff, dessen rund geschnittener, mit Seidenfutter und Einlage versehener Rock mit Nischen in sich abtufelnder Breite garniert und durch einen mit einer Bronzeschnalle abschließenden Sammetgürtel begrenzt ist. Die unten leicht gefaltete Taille ist mit glatten Passenteilen verbunden, die ringsum durch einen Volant begrenzt sind, deren sich vorn zuspitzende Enden, wie ersichtlich, gekreuzt und in den Gürtel gesteckt werden; den unteren Rand des Volants, sowie den Abschluß der Puffe markiert eine Spitzenbordüre.

Ein festes Kostüm für junge Mädchen zeigt Fig. 4. Der Rock

aus Vorder- und Hinterbahn, sowie mehreren Seitenteilen zusammengekehrt, ist längs der Nähte je mit einem Paspel von rotem Tuch versehen. Die kurze knappe Taille ist mit einem Latz aus rotem und blauem Stoff verbunden, dessen Ansatz die mit goldenen Knöpfen verzierten Bevers decken; letztere, sowie der Medizinsgürtel, der Stehkragen und die Ärmel sind gleichfalls mit einem roten Paspel ausgestattet.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Herrmann Gerson.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue Wasserfilter. Als im vergangenen Späthommer die plötzlich in Hamburg ausbrechende Cholera-Epidemie im Deutschen Reich zu den weitestgehenden Besorgnissen Veranlassung gab und von Geheimrat Koch das Wasser als hauptsächlichster Träger und Verbreiter der Krankheitsreger bezeichnet wurde, richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit vor allem darauf, dem im Haushalt zur Verwendung kommenden Wasser, sei es nun zum Trinken oder Waschen, eine den hygienischen Anforderungen mehr entsprechende Beschaffenheit zu geben. Hierfür kommen zwei Wege in Betracht: das Filtrieren und das Sterilisieren durch Abkochen. — Das erstere Verfahren ist an und für sich zweifellos vorzuziehen, da es dem Wasser seinen Wohlgeschmack läßt, reinigt es indes meist nur von den sichtbaren, unreinen Bestandteilen; nur wenige Filter machen eine Ausnahme, indem sie auch Bakterien zurückhalten. Von diesen erwähnten wir bereits im vergangenen Jahre (Nr. 34 des Jahrg. 1892) den Kieselgur-Filter, der, wie die von den Professoren Koch und Flüge herausgegebene „Zeitschrift für Hygiene“ sagt, ein zuverlässig keimfreies Filtrat für längere Zeit liefert. Der verhältnismäßig noch neue Filter ist nun wieder in zwei weiteren zweckmäßigen und einfachen Formen hergestellt worden, welche seine Einführung sicherlich zu

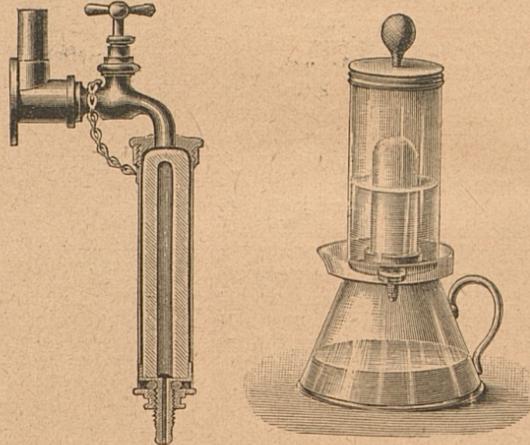
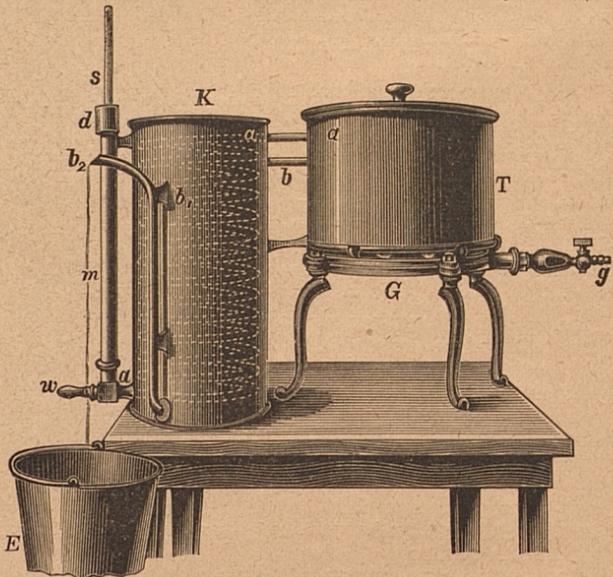


Fig. A. Neue Kieselgurfilter. Fig. B.

einer allgemeineren als bisher machen werden, zumal die Preise der neuen Modelle mäßig sind. Wir bringen vorstehend Abbildungen dieser Filter, von denen der erstere (Fig. A) in Verbindung mit der Wasserleitung zu gebrauchen ist und in einfachster Weise, wie es die Skizze zeigt, am Hahn befestigt und angelötet wird, ohne hierbei die Entnahme unfiltrierten Wassers auszuschießen. Dieser Filter wird mit verschieden weiten Dedelöffnungen gefertigt, um für jeden Wasserhahn zu passen, und kostet 14 Mark. — Der zweite Kieselgur-Filter neuen Modells (Fig. B) ist überall unabhängig von der Wasserleitung zu benutzen und besteht aus einer Karaffe mit darüber befindlichem Wasserbehälter, in welchem der Kieselgurkörper angebracht ist. Durch das Drücken eines Gummikalles, der auf dem bemerktlich schließenden Dedel angebracht ist, wird im Behälter ein starker Luftdruck hervorgerufen, der den Druck des Wasserleitungsnetzes ersetzt und durch den man innerhalb einer Minute 1/2 Liter filtrierten Wassers erhält. Preis dieses Filters 17 Mark.

Ein anderer Filtrierapparat, der nach den von Dr. M. Fresenius in Wiesbaden angestellten Versuchen gleichfalls keimfreies Wasser liefert, ist von Dr. Hans Bradebusch konstruiert worden; er ist in seiner Handhabung allerdings etwas umständlicher, zeichnet sich dagegen wieder durch die Schnelligkeit aus, mit der er filtriert. Zur Anwendung gelangen hierbei lediglich Weinsteinläuse und Marmor, also durchaus appetitliche Stoffe. Während man sich nun keimfreies Trinkwasser vorzugsweise durch Filtration mittelst eines sicher wirkenden Filters verschaffen wird, ist das zweite Verfahren, das Sterilisieren durch Abkochen, für alle anderen Zwecke, bei denen der Geschmack des Wassers nicht mitpricht, insofern zu empfehlen, als sich hier eine größere Quantität keimfreien Wassers, wie sie beispielsweise zum Waschen



Neuer selbstkühlender Sterilisator.

und Spülen erforderlich ist, mit Leichtigkeit bereiten läßt. Nun fehlte es allerdings bisher an hierfür geeigneten Apparaten — das Abkochen des Wassers im Herdessel kann nur als Nothbehelf betrachtet werden — und ferner machte es viele Mühe, die erhaltene Flüssigkeit, welche nicht für alle Zwecke heiß zu verwenden ist, wieder abzukühlen, sodas sich Geheimrat Dr. Werner von Siemens, um diesem Uebelstande abzuhelfen, im vergangenen Jahre veranlaßt sah, den nachstehend beschriebenen, selbstkühlenden Sterilisator zu konstruieren, bei dessen Anwendung man sich schließlich 25 bis 40 Liter keimfreies, abgekühltes Wasser von 16 bis 20° verschaffen kann. Die hier abgebildete Einrichtung ist aus nickelplattiertem Blech hergestellt und besteht aus einem Kochtopf T mit dem Gaskocher G und dem Kühler K. Der Apparat arbeitet stetig zu und abkühlend und zeichnet sich dadurch aus, daß das abgekochte Wasser bei gleichzeitiger eigener Abkühlung seine Wärme an das zuströmende kalte Wasser, ehe dieses in den Kochtopf eintritt, abgibt, sodas dieses fast bis zur Siedehöhe vorgewärmt wird und so gut wie keine Wärme verlorren geht. Das Wasser wird durch den Zulauf w mittelst eines Schlauches aus der Wasserleitung oder aus einem etwas hochpositionierten Reservoir zugeleitet; an gleiche Weise wird der Gaskocher, der auch durch einen Petroleumkocher von annähernder Heizkraft ersetzt werden kann, mit der Gasleitung verbunden. Der Austritt des abgekühlten Wassers geschieht dann selbsttätig durch das Rohr b2. Genaueres über den Apparat, sowie dessen Benutzung enthält die Gebrauchsanweisung. Der Preis des Sterilisators, einschließlich Gaskochers, beträgt 60 Mark.

Bezugquelle: Magazin des Igl. Postlieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Den Brautkranz bilden in Deutschland im allgemeinen Myrtenzweige, im Schwarzwald auch Weibornblüten, in Frankreich und England Orangenblüten, in Italien und der französischen Schweiz weiße Rosen, in Spanien rote Rosen und Nelken, in Litauen die Rauten, auf den griechischen Inseln Weinlaub, in Böhmen, Krain und Kärnten Rosmarin, in Hessen künstliche Blumen oder Kränze mit vielen Bändern, in der deutschen Schweiz das „Schäppeli“ von künstlichen Blumen. Brautfronen sind üblich in Norwegen, Schweden und bei den Serben aus Silber, in Bayern und Schlesien aus Goldbraut, Glassteinen und Glitter, bei den Finnen, bei den Wenden in der Lausitz und den Altensburger Bauern aus Papier, bei den Griechen in Athen aus kostbarer Filigranarbeit.

h. Damen, welche Talent für Musik haben und bereits über einen gewissen Grad von Technik verfügen, thun gut, für ihr Studium entweder die staatlich sanktionierten Hochschulen für Musik aufzusuchen oder die renommiertesten Konservatorien größerer Städte. Alle Gebiete stehen hier den Damen offen (Klavier, Orgel, Violine, Cello, Harfe, überhaupt sämtliche Orchesterinstrumente), um, je nach Veranlagung, sich zur Virtuosiin oder Musiklehrerin auszubilden und ein Zeugnis darüber zu erwerben. — In allen staatlich subventionierten und beaufsichtigten Instituten sind für besonders talentierte Schülerinnen Freistellen eingerichtet. Dahin gehören: die königl. Hochschule für Musik in Berlin W., Potsdamerstraße 120, Direktor Prof. Joachim (Honorar jährlich 150 bis 300 Mark); ferner das königl. akademische Institut für Kirchenmusik in Berlin, Oranienburgerstr. 29, Direkt. Prof. A. Haupt. In Dresden: das königl. Konservatorium, Direkt. Hofrat Pudor (Honorar 120—500 Mark). In Leipzig: das königl. Konservatorium, Neumarkt 37, Direkt. Dr. Günther. In München: die königl. Musikschule. In Stuttgart: das Konservatorium für Musik, Direkt. Dr. Faust. In Karlsruhe: die Allgem. Musikbildungsanstalt, Direkt. Will. In Nürnberg: die städtische Musikschule, Direkt. Stener. In Bamberg: die städtische Musikschule, Direkt. K. Hagel. In Köln: das Konservatorium für Musik, Direkt. Prof. F. Willner. In Straßburg: das städtische Konservatorium, Direkt. Stochausen. In Würzburg: die königl. Musikschule, Direkt. Dr. Kliebert. In Weimar: die großherzogl. Orchester- und Musikschule, Direkt. Prof. Müller-Hartung. In Sondershausen: das fürstl. Konservatorium, Direkt. Prof. Schröder. In Wien: das Konservatorium für Musik, Direkt. Hellmesberger. In Prag: das Konservatorium. Als bedeutendste Privatinstiute sind für Berlin anzuführen: Kullaks Akademie für höheres Klavierpiel (SW., Prinz Albrechtstr. 3), Scharwenka-Konservatorium (W., Potsdamerstr. 35), Lindwörthische Musikschule (W., Potsdamerstr. 20), Schwangersches Konservatorium (W., Wilhelmstr. 48), das Berliner Konservatorium von Prof. Breslauer (NW., Luisenstr. 35) u. a. In Breslau: das Schlesiische Konservatorium (Schlauerstr. 74, Direkt. Fischer), in Frankfurt a. M.: das Nass-Konservatorium, in Bremen: das Konservatorium für Musik (Direkt. Graue) u. a.

h. Im Stadtlazarett zu Danzig ist vom dortigen Magistrat ein Krankenpflegerinnenkursus eingerichtet worden. Die Schülerinnen, Frauen und Mädchen, müssen ein Alter über 18 und unter 40 Jahren, genügende Schulbildung, tadellose Gesundheit, moralische Qualifikation, sowie die Zustimmung der Eltern und Vormünder haben. Nach einer Probezeit von vier Wochen, in der sich die technische Brauchbarkeit erweist, muß sich die Schülerin auf weitere drei Monate verpflichten. Der Unterricht ist unentgeltlich, doch haben die Schülerinnen für ihre Verpflegung selbst Sorge zu tragen. Die Schülerinnen haben sich von neun Uhr früh bis abends sieben Uhr in der Anstalt aufzuhalten. Am Schluß des Kursus wird auf Wunsch ein Zeugnis über die Leistungen ausgefertigt. Anmeldungen sind an den Vorstand des Vereins „Frauenwohl“ (Herrn Chefarzt Dr. Baum) in Danzig einzubringen.

e. Der bekannte Berliner Hofrat Professor Dr. Schulze hat in seiner Klinik eine Dame, Frl. Dr. med. Wilbenow aus Breslau, welche in Zürich rits promovierte, als Volontärärztin angestellt.

e. In Rußland sind bereits vier Mädchengymnasien entstanden, welche sich des lebhaftesten Besuches erfreuen, nämlich in Moskau, Petersburg, Odesa und Kischineff. An den meisten dieser Lehranstalten befinden sich Frauen als Leiterinnen, welche den Namen von Direktorinnen führen.

In Warschau ist es den Bemühungen einer wohlthätigen

Dame, Frau Marie Nitkowska, gelungen, eine Zufluchtsstätte für augenkrante oder alte, arbeitsunfähige Näherinnen zu begründen.

c. In Paris hat ein Verein wohlthätiger Frauen zwei Restaurants für Näherinnen gegründet, wo diese für den Preis von 75 Centimes ein Mittagessen, bestehend aus einer Fleischspeise, Gemüse, Brot und einer Tasse schwarzen Kaffees, der ja in Paris allen Klassen nach der Mahlzeit unentbehrlich geworden ist, bekommen. Neben dem Eßzimmer befindet sich eine Leihbibliothek, die an Sonn- und Feiertagen zugleich als Lesezimmer gilt. Die beiden Restaurants befinden sich im Mittelpunkt der Stadt, wo die meisten Magazine sind, und verkaufen bisher wöchentlich 1500 Couverts. Schade, daß nur zwei Restaurants vorhanden sind, denn die Zahl der Näherinnen beträgt in Paris gegen 88 000!

Der erste dänische weibliche Arzt hat sich in Kopenhagen niedergelassen, Frl. Dr. med. Hude, die an der Hochschule der dänischen Hauptstadt nach glänzendem Examen den Dokortitel erwarb.

Neue Bücher.

„Kinder- und Hausmärchen.“ Gesammelt durch die Gebrüder Grimm. Illustriert von P. Grot Johann. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Das schönste aller Märchenbücher erscheint soeben in einer neuen Prachtausgabe. Der Griffel des bekannten Künstlers P. Grot Johann hat dazu zahlreiche, genial entworfene und einheitlich abgestimmte Illustrationen geliefert, die in der Nachempfindung des poetischen Inhaltes wirkliches künstlerisches Empfinden und Können verraten und damit einer künstlerischen Neuschöpfung der gehaltvollen Märchen gleichkommen. Das Bild „Schneewittchen“, das wir auf dieser Seite bringen, ist diesem neuen Prachtwerke entnommen, dessen illustrierte Ausgabe in zwanzig elegant broschirten Lieferungen, in Druck, Papier u. s. w. von der Verlagsanstalt auf's vornehmste ausgestattet, erscheint.

„Kurländische Geschichten.“ Von Th. H. Pantenius. Leipzig, A. G. Liebeskind. — Die zum größten Teil wohl auf Erlebnisse des Verfassers zurückzuführenden vier Erzählungen gewähren dem Leser einen reinen und ungetrübten Genuß. Sie zeichnen sich alle vier durch eine vornehme schöne Sprache und durch eine äußerst feine Charakteristik aus, die für den Mangel an packender Handlung den verständnisvollen Leser gewiß ausreichend entschädigen wird. Die sorgfältige Auswahl der Stoffe und die geschickte Handhabung der Form verraten den feinsinnigen Aesthetiker und Darstellungskünstler.

„Der amerikanische Präsident.“ Roman von Mark Twain. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — So eigenartig, echt amerikanisch des Verfassers Humor auch ist, so steckt doch unverkennbar so viel deutsches Grundelement in ihm, daß wir uns angeheimelt fühlen und ihn mit vollem Behagen auf uns wirken lassen. Der in dem vorliegenden Werke geschilderte eifrige Republikaner und Geistesapostel, der nichtsdestoweniger tief durchdrungen ist von der hohen Bedeutung seiner vermeintlichen englischen Peerswürde und in ihr sein verjüngtes Gegenbild findet, ist eine prächtige Erscheinung; nicht minder ergötzlich sind die zahlreichen Gestalten, die um diesen großrednerischen Phantasten, diesen modernen Don Quixote, sich gruppieren.

Von „Brehms Tierleben“, 3. Auflage (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig) ist der 10. (Schluß-) Band, welcher die Gruppe der niederen Tiere behandelt und von dem bekannten Forscher Professor Dr. W. Marshall neubearbeitet ist, soeben erschienen. In dem letzten Jahrzehnt ist die Kunde und Entwicklungsgeschichte der niederen Tierwelt durch Tiefseeforschungen, moderne Untersuchungen und umfassende Fortschritte sehr bereichert worden. Die gründliche Neubearbeitung des vorliegenden Bandes erforderte daher weitestgehende Texterweiterungen, vielfache Berichtigungen früherer Ansichten, Aufnahme neuer Ordnungen und Veränderungen in der Einteilung der Gruppen. Auch der illustrative Teil hat eine Bereicherung und Bereicherung erfahren. — „Brehms Tierleben“, dessen 3. Auflage nunmehr fertig vorliegt, zählt zu den besten Büchern der deutschen Literatur, es ist ein prächtiges Denkmal deutschen Wissens und Könnens, für welches wir den Gelehrten und Forschern, sowie der verdienstvollen Verlagsanstalt dankbar sein müssen. Wir können dieses einzig dastehende Werk, das einen Schatz und eine Zierde für jede Bibliothek bilden wird, nur auf's wärmste zur Anschaffung empfehlen.

„Die Kunst der Unterhaltung.“ Herausgegeben von Ludwig Lenz. Berlin, Georg E. Nagel. — Das Buch enthält, neben einer instruktiven Einleitung über die Kunst der Unterhaltung im allgemeinen, zwölf Gespräche, die zum Teil Vorbildliches für die Unterhaltung bieten. Zehn namhafte Verfasser, wie Max Kahlbeck, Alfred Klar, Hieronymus Lorm, Fritz Mautner, Ernst Widert u. a. lassen den Leser tief in das geistige Leben unserer Zeit blicken, über welches die Unterhaltung pflegenden Personen mit großer Freiheit, Ungeniertheit und Aufrichtigkeit das Urteil sprechen. Das eine und das andere Gespräch dürfte, im Gesellschaftskreise mit verteilten Rollen gelesen oder aufgeführt, ganz reizend unterhalten.

„Allerlei Süßigkeiten.“ Von Johanna Titus. Leipzig, Verlag der Arbeitsstube (Eugen Wietmeyer). — 220 erprobte Rezepte für Puddinge, süße Speisen, Kaffees, Thees und Obsttuden, Torten, kleines Backwerk werden in dem empfehlenswerten Werkchen gegeben. Die Rezepte sind in klarer, kurzer und doch den Zweck vollständig ershöpfender Weise geschrieben und werden den Hausfrauen und Köchinnen gewiß vielfach willkommen sein.



Schneewittchen.

Illustrationsprobe aus der Prachtausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“, gesammelt durch die Gebrüder Grimm (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart).

Die von Mrs. Standard gegründete „Anti-Krinolinen-Liga“ zählt bereits über 12 000 Mitglieder. Aber während sowohl die Königin Viktoria und die Prinzessin von Wales sich weigerten, in dieser Frage öffentliche Partei zu nehmen, ist die Bewegung in Amerika so lebhaft, daß sich in Minnesota ein Abgeordneter Namens Becker bereits veranlaßt gesehen hat, eine Bill zur Verhinderung der Anfertigung der Krinolinen einzubringen. Diese Bill bedroht Zuwiderhandlende nicht nur mit einer Geldstrafe von 25 Dollars, sondern sogar mit einer Haft von 30 Tagen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sollen alle weiblichen Gefängnisse und Besserungsanstalten jetzt weibliche Verwaltungen erhalten. — In Chicago gibt es mehr als 100 000 Frauen, die sich selbstständig ernähren, dreiviertel davon sind sogar imstande, ihre Familien zu unterhalten. — An der Universität San Arbor in Michigan studieren zur Zeit zwei junge Chinesinnen Medizin. Sie wurden von einer Missionarin, der Ärztin Gertrud Howe, dorthin gebracht und beabsichtigen nach Beendigung ihrer Studien sich in China als Ärztinnen niederzulassen.

Scherzrätsel.

Welche Ähnlichkeit ist zwischen einem Oberstleutnant und einer jungen Frau?

Zwei Füllrätsel.

„Es ist kein Geld mehr unter den Leuten,“ bemerkte kürzlich ein Herr. „Neulich wollte ich mir etwas leihen, aber vergeblich fragte ich in der ganzen...“

Welche zweideutigen, gleichlautenden Silben müssen ergänzt werden?

„Du wirst doch deinen Haber nicht ewig wahren lassen,“ sagte eine Dame zu ihrer Tochter. „Ich bitte dich, suche deine frühere Freundin Auguste auf!“ Die Tochter erwiderte: „Auguste hat mich gekränkt, ihr wird es daher...“

Wie lauten die zu ergänzenden Silben?

Französisches Rätsel.

Je suis le général de vingt-quatre soldats, sans moi Paris serait pris.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 325 Seite 163.

- 1. D b 1 - f 1. 1. Schwärz.
2. D. ober S. matt. 1. Beliebig.

Auflösung des Rätsels Seite 163. Donauwörth.

Korrespondenz.

Verschiedenes. A. v. M. in Kopenhagen. Jules Ferry, der jüngst verstorbene französische Politiker, dessen Bildnis wir beifügen, ist sechzig Jahre alt geworden.



Jules Ferry.

Schwäbin in Rom. 1) Der Erzherzog Johann von Oesterreich (Johann Erich) ist von den Gerichten für tot erklärt.

St. A. in München. Wir müssen jeden Abonnenten, der unsern Rat beanprucht, bitten, sich unter voller Namensnennung an uns zu wenden.

Herrn Landgerichtsdirektor Philipp in Ratibor, der am 1. April volle 25 Jahr Abonnent des „Bazar“ war, begrüßen wir verbindlichst zu

diesem „Jubiläum“, in der Hoffnung, daß das goldene dem silbernen folgen möge!

Haushalt und Küche. Gr. in Wien. Diamantlitt ist nichts anderes als eine Lösung von Köhler Leim in der gleichen Menge verdünnter Essigsäure.

E. A. in Büchelberg (Bayern). 1) Weiße, rohe Rindfleischwurst bereitet man folgendermaßen: 3 kg rohes, ausgeleitetes und mit der Fleischhackschneidmaschine gewiegtes Rindfleisch ohne Fett vermischt man mit 375 g gehacktem und 600 g würfelig geschnittenem, rohem Speck, fügt 90 g Salz, 6 g Salpeter und 12 g ganzen Pfeffer zu der Masse, vermischt alles gut miteinander und stopft die Fleischmasse in sehr saubere Rindsdärme.

Lucie v. d. G. in Berlin. Um trüben (nicht gärenden) Himbeerlaff zu kochen, verreibt man etwas feinstes Talkumpulver mit einer kleinen Menge des Saftes, schüttelt damit wiederholt einige Tage lang den Vorrat durch und filtriert denselben nach einigen Wochen.

Fel. Via P. in Schlesen. Pfeffermingelplättchen kann man sich sehr schön selbst herstellen, wenn man in einer Großhandlung Zuderplättchen kauft und je 100 Stück davon mit einer Mischung von 12 Tropfen Pfefferminzöl und 25 Tropfen Ananasäther in einer Flasche schüttelt, bis die Plättchen gleichmäßig benetzt erscheinen.

Arbeiten für Kerbschnitt.

Nachdruck verboten.

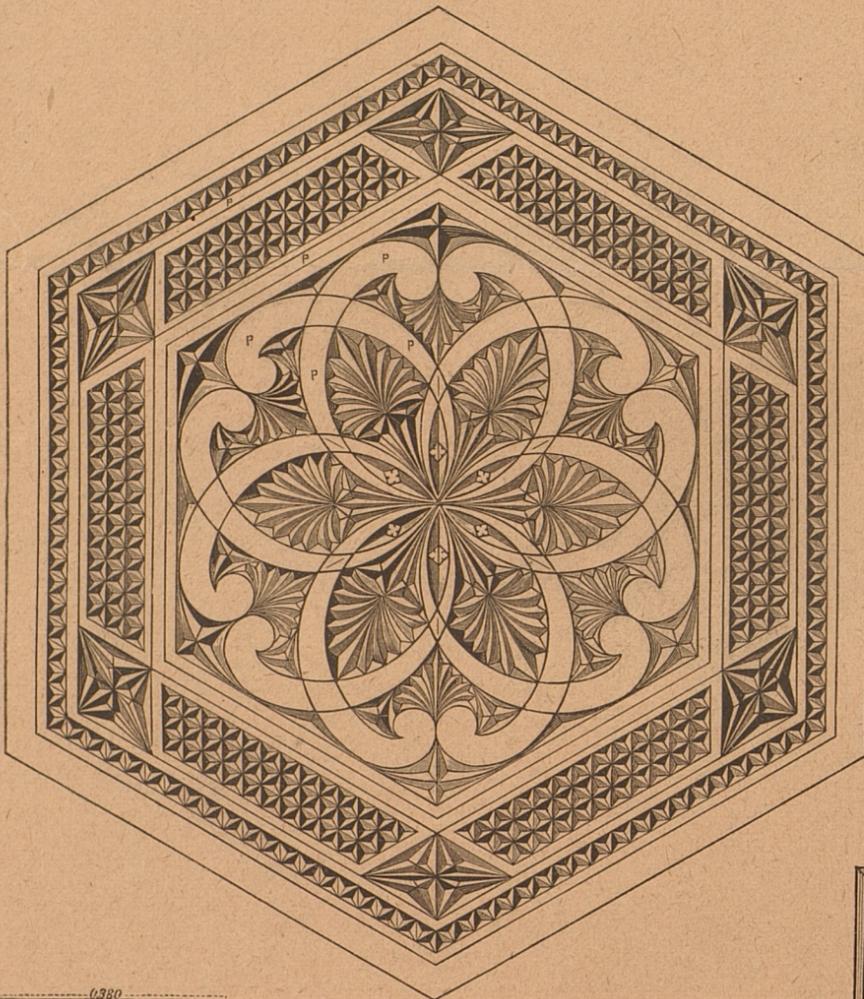
Der Kerbschnitt ist für unsere Leserinnen nichts Neues, denn schon wiederholt, zuletzt in Nr. 20, Jahrg. 1892, ist die Herstellung genau angegeben; dennoch fehlt es an neuen Mustern, die von Zeit zu Zeit ergänzt werden müssen.

Ist das Muster in der angegebenen Größe übertragen, so benutzen wir nur das Velleisen. Der Schnitt erfordert selbst in den breiteren Flächen in dem weichen Eschenholze keinerlei Anstrengung.

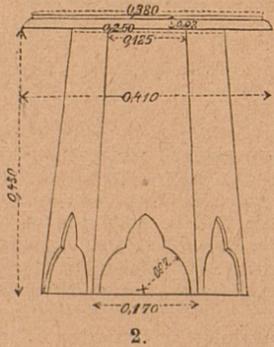
Die punktierten Eckstücke können mit dem Punzeisen gekörnt werden, und da dieses Instrument in dem ersten Artikel nicht erwähnt wurde, ist es notwendig, die Herstellung dieses Werkzeuges kurz zu beschreiben.

sehen. Drücken wir das Stahlstück senkrecht auf eine weiche Holzplatte, so werden wir mit der geringsten Kraft einen deutlichen Eindruck hervorbringen können; ein zu starkes Aufdrücken, das zu große Tiefen giebt, ist nicht anzuraten.

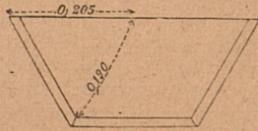
Mit Bezug auf die Ausführung sei hier wiederholt erwähnt, daß das Beizen erst nach dem Schneiden, also nach der Herstellung des ganzen Stückes erfolgt. Wird die Oberfläche vorher gebeizt, so ist erstens das Aufzeichnen viel schwerer, zweitens bekommen wir dann niemals eine klare Kontur.



1.



2.



3.

leicht 2 bis 3 mm tief in das Holz ein; aber wird sie selbst kalt aufgetragen, so wird sie wenigstens 1 mm, falls das Holz weich und aufsaugungsfähig, bis zu 2 mm eindringen.

Der nach den eingegangenen Zuschriften häufig bemerkbare Uebelstand, daß der Wachsüberzug nicht genügend Glanz bekommt, liegt darin, daß das gelöste Wachs zu früh aufgetragen wurde.

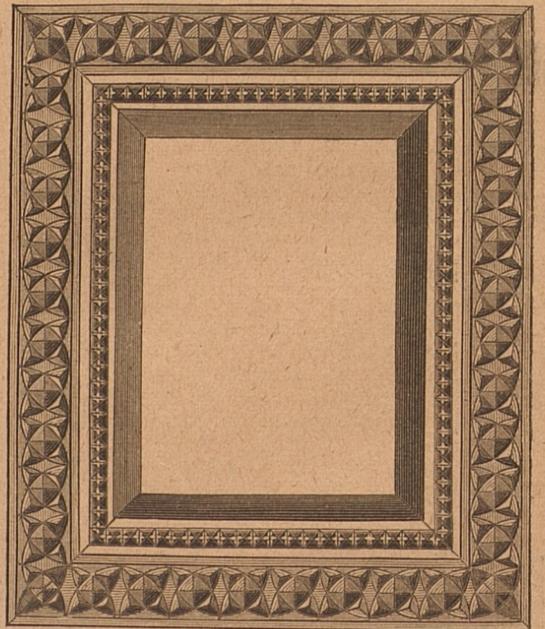
das Auftragen des Wachses erst nach völligem Trocknen der wasserhaltigen Beize oder Farbe stattfinden; es ist hierzu eine Zeit von 10 bis 12 Stunden unbedingt erforderlich.

Ein weiterer Uebelstand, das Werfen oder Ziehen von einzelnen Platten, liegt darin, daß diese nicht genügend fest auf die Unterlage geschraubt werden; vermeiden läßt es sich leicht, wenn der Tischler zwei dünne Bretter senkrecht und wagerecht mit ihren Flächen zusammenlegt, dazwischen Leim bringt, trocken läßt und dann als ein Stück verarbeitet.

Würde man z. B. den Sitz des Sessels als einzelne Platte, die man als Brotteller, als Unterfaß für Karaffe und Gläser u. s. w. verwenden könnte, schneiden wollen, so wäre hier ein doppeltes Verleimen des Holzes sehr am Platze.

Um den weniger geübten Damen Gelegenheit zu geben, eine einfache Arbeit herzustellen, ist ein Rahmen gewählt, der durch die Firma Werner und Schumann (Berlin C. 19) unter Nr. 2 für Mark 0,95 zu beziehen ist.

Erwähnenswert bleibt zum Schluß noch eine eigentümliche Richtung, die jetzt häufig eingeschlagen wird, obwohl sie nicht nur als völlig ungeeignet zu bezeichnen ist, sondern den Geschmack geradezu verdirbt. Der Kerbschnitt ist ein Flachornament, das in der elementarsten Form die größte Mannigfaltigkeit anstrebt; hieran muß festgehalten werden.



5.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Mai“.